

Das Gaslaternen-Journal

Magazin für historische Beleuchtung und verwandte Themen

Nummer 97 * Ausgabe 7/8-2021 * Jahrgang 14 * 15,00 € * 22. August | 2021



FRANKFURT AM MAIN: Stimmungsvolles Ambiente mit einer Gasleuchte der Firma Gebrüder Schneider/GICS in Hamm/Wf. auf einem Gusskandelaber („Sachsenhäuser“) mit Verlängerungsstück am Rande des Ostparks. Leider wurden hier inzwischen viele Gaslaternen entfernt. Eine Folge des unseligen Abriss-Beschlusses vom Sommer 2014. Bild ProGaslicht e.V.

ProGaslicht e.V.

Verein zur Erhaltung und Förderung des Gaslichts als Kulturgut

INHALTSVERZEICHNIS

Herzlich willkommen	3
→Düsseldorf	4
Stadtwerke weiter für die Beleuchtung zuständig	4
Bilk – Viel Neues am Aachener Platz	6
Vennhausen und Gerresheim von Unwetter betroffen	8
Die Flutkatastrophe 2021	10
→Berlin	12
Die Schutzpatronin der Brachen – Regula Lüscher tritt ab	12
Immer wieder Brandstiftungen – Diesmal eine Gaslaterne	15
Berlin 1930 – Die „Grünfeld-Ecke“	16
Schinkels Bauakademie – Eine unendliche Geschichte	17
An einem Sonntag im August – Der Mauerbau vor 60 Jahren	21
Die Entwicklung der Beleuchtung im geteilten Berlin	26
Graf Koks	38
Berlin – Ick hab' Dir mal jeliibt	39
Weitere Weltkulturerbestätten in Deutschland	45
→Frankfurt am Main	49
Ein Comeback für den „Langen Franz“	49
Mit Gaslicht fotografiert – Leer	52
Früher war manchmal auch nicht alles besser – Eine fatale Ähnlichkeit zweier Flutkatastrophen (Ahrtal/Gottleubatal)	53
Und man sieht nur die im Lichte – Gaslichtgeschichten	66
Wieder geht das Licht aus – Diesmal Halogenlampen	71
Leserzuschriften	71
Und hier noch was Gutes zum Schluss ...	72

AN EINEM SONNTAG IM AUGUST

DER MAUERBAU VOR 60 JAHREN
UND DIE ENTWICKLUNG DER
BELEUCHTUNG IM GETEILTEN
BERLIN

Mehr dazu ab
Seite 21 und 26



DÜSSELDORF

Stadtwerke weiter für die
Gasleuchten zuständig
Seite 4



Impressum * **DER ZÜNDFUNKE** *- Das Gaslaternenjournal des Vereins ProGaslicht e.V.

Bilder Titelseite: ProGaslicht e.V., Rückseite Rolf Purpar

Redaktion: Bettina Raetzer-Grimm * Tel.: 03379-312220 * www.progaslicht.de * Gestaltung: Bettina Raetzer-Grimm *

Erscheinungsweise der Printausgabe: 6 Ausgaben im Jahr * Bezug der Printausgabe gegen einen Kostenbeitrag von 38 € pro Jahr. Vorkasse.

Bankverbindung: ProGaslicht e.V. * Berliner Volksbank * BLZ 100 900 00 * Konto-Nr. 217 131 1007 *

IBAN: *.DE96 1009 0000 2171 3110 07.* BIC: * BEVODEBB *

Verwendungszweck: Zuendfunke Abo <Bitte Lieferadresse angeben>

* Wenn Sie Anzeigen schalten möchten, kontaktieren Sie uns bitte * Auflage der Printausgabe nach Bedarf *

V.i.S.d.P.: Bettina Raetzer-Grimm * Druck: wir-machen-druck.de

HERZLICH WILLKOMMEN ZUR AUSGABE JULI/AUGUST 2021

LIEBE GASLICHT-GEMEINDE!

Wir sind alle immer noch geschockt von den Bildern der Flutkatastrophe des 14./15. Juli dieses Jahres. Der Anblick völlig zerstörter Orte und verzweifelter Menschen ließ einen fast das Herz zerreißen. Kaum jemand hätte sich vorstellen können, dass in einem hochindustrialisierten Land so etwas hätte passieren können. Doch ein Blick in Geschichtsbücher oder auch „wikipedia“ hätte genügt um zu sehen, dass manche Ereignisse in durchaus unheimlichen regelmäßigen Abständen wiederkehren. Wir haben das verheerende Unglück zum Anlass genommen, einen Blick ins Osterzgebirge zu werfen. Im beschaulichen Bad Gottleuba-Berggießhübel fand vor 96 Jahren eine ganz ähnliche Katastrophe statt. Bilder und Berichte gleichen sich mit den aktuellen aus Bad Münstereifel, Mayschoß, Bad Neuenahr-Ahrweiler, Rheinbach, Schuld, Erfstadt-Blessem und wie sie alle heißen.



Typische Dresdner Gasleuchte im Stadtteil Blasewitz. Bild Nico Wolf

In unserer Ausgabe berichten wir diesmal vor allem aus Düsseldorf und Berlin. Die Stadtwerke Düsseldorf bekamen den Zuschlag, weiter für gutes Licht inklusive Gasbeleuchtung zu sorgen. Weitere Themen sind Überflutungen in den Stadtteilen Vennhausen und Gerresheim und straßenbauliche Veränderungen in Düsseldorf-Bilk.

Auch Berlin steht diesmal mit gleich mehreren Reportagen im Fokus unseres Journals. Der Rückzug einer umstrittenen Senatsdirektorin, die lang andauernde Geschichte um den Wiederaufbau von Schinkels Bauakademie und ein Spaziergang durch das Herz Schönebergs. Bewegend ist auch die 60jährige Wiederkehr des Berliner Mauerbaus. Der 13. August 1961 war ein Tag, der die Welt veränderte. Interessant ist auch eine Betrachtung der damals bestehenden Stadtbeleuchtung in West- und Ost-Berlin. Der Verlauf war doch recht unterschiedlich. Während man in West-Berlin trotz einer massiven Modernisierungswelle und dem Umbau zu einer „autogerechten Stadt“ auch weiterhin auf das Gaslicht setzte, beschloss man in Ost-Berlin die Demontage aller Gaslaternen. Was man bis 1989 aber nicht ganz vollenden konnte.

Dazu gibt es noch etwas über neue Weltkulturerbe-Stätten, die geplante Rekonstruktion eines markanten Rathauses in Frankfurt am Main und eine unterhaltsame Gaslicht-Geschichte aus Dresden zu berichten.

Wir wünschen unseren Lesern, Freunden, Vereinsmitgliedern und allen, die uns wohlgesonnen sind, eine schöne Sommerzeit.

Viel Spaß mit diesem Heft

*Bettina Raetzer-Grimm
und die Zündfunken-Redaktion*

DÜSSELDORF

STADTWERKE WEITER FÜR DIE BELEUCHTUNG ZUSTÄNDIG

Die Stadtwerke Düsseldorf AG werden auch in Zukunft den Betrieb der öffentlichen Beleuchtung in Düsseldorf sicherstellen. Ein entsprechender Vertrag wurde am 28. Juli 2021 von Düsseldorfs Oberbürgermeister Dr. Stephan Keller und dem Vorstandsvorsitzenden der Stadtwerke AG, Julien Mounier, sowie Stadtwerke-Vertriebsvorstand Manfred Abrahams im Rathaus der Landeshauptstadt unterzeichnet.

Der bisherige Vertrag mit den Stadtwerken Düsseldorf wurde zum 31. Dezember 2020 fristgerecht seitens der Landeshauptstadt gekündigt. Aufgrund des Auftragsvolumens in Höhe von mehr als 280 Millionen Euro ohne Mehrwertsteuer über die Vertragslaufzeit war ein umfangreiches europaweites Ausschreibungsverfahren erforderlich. Die Stadtwerke Düsseldorf AG haben das wirtschaftlichste Angebot abgegeben und konnten dabei insbesondere mit ihrer Expertise und zukunftsweisenden Konzepten für die Betriebsführung überzeugen. So erhielten sie den Zuschlag und bleiben weiterhin Vertragspartner der Landeshauptstadt Düsseldorf.



Modell „Alt-Düsseldorf“ mit stehendem Gasglühlicht im Lichtenbroicher Weg um 1900. Bildarchiv PGL



Oben: Das Kraftwerk Flingern um 1910; unten: Dort befindet sich heute das Verwaltungsgebäude der Stadtwerke im Höherweg. Bild unten Marek Gehrman (2008)



Vor allem wegen der Gasbeleuchtung hatten viele Düsseldorfer bange auf die Entscheidung geblickt. Immerhin bedarf es bei der Bewirtschaftung des Gaslichts einer besonderen Sensibilität sowie eines speziellen know-how. Doch schlussendlich haben die Stadtwerke Düsseldorf die europaweite Ausschreibung gewonnen.

Der auf 15 Jahre laufende Beleuchtungsvertrag umfasst die verkehrssichernde Beleuchtung von Straßen, Wegen und Plätzen und die gestaltende Beleuchtung von Gebäuden, Brücken sowie Kunstwerken im Stadtgebiet und sieht eine Reihe von Aufgaben für die Stadtwerke vor: Dazu gehören die Wartung, die Behebung von Schäden durch Dritte, die Instandsetzung, die Lichtlieferung (Energie) für rund 65.000 Lichtpunkte (Gas und Strom) sowie die Errichtung und umfängliche Erneuerung von Beleuchtungsanlagen. Die Stadtwerke greifen bei der Betriebsführung auf die technischen Kompetenzen ihrer Tochter „Netzgesellschaft Düsseldorf“ zurück.

Auf der neuen vertraglichen Basis wollen beide Parteien die über 150-jährige Erfahrung des Düsseldorfer Energieversorgers nutzen und die ebenso lange erfolgreiche und partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Stadt und den Stadtwerken Düsseldorf weiter zum Wohle der Bürgerinnen und Bürger einsetzen.

„Die öffentliche Beleuchtung bildete im Jahr 1866 die Keimzelle unseres Unternehmens. Ich freue mich sehr darüber, dass die Stadtwerke ihre Heimatstadt auch weiterhin ins rechte Licht setzen können“, sagte Vertriebsvorstand Manfred Abrahams.



BRG

Arbeiten an einer Gasansatzleuchte in den 1950er Jahren. Bildarchiv PGL

INS RICHTIGE LICHT GESETZT

Das Aufatmen nach der Entscheidung für die Stadtwerke Düsseldorf war unüberhörbar. Jene Stadtwerke, die einst mit der Installation der städtischen Gasstraßenbeleuchtung in Düsseldorf angefangen hatten und heute ein ziemlich erfolgreiches Unternehmen sind.

Noch ist vielen Gaslicht-Schützern schmerzhaft in Erinnerung, wie desaströs eine Entwicklung sein kann, wenn man Kompetenz einfach ignoriert. In Berlin waren die Städtischen Gaswerke GASAG sowie die für den Strom zuständigen Berliner Elektrizitätswerke BEWAG Platzhirsche der Hauptstadt. Sie sorgten Jahrzehnte lang für die städtische Beleuchtung. Für zuverlässige Wartung, Instandhaltung, Bewirtschaftung und auch für die Weiterentwicklung. Doch um die Jahrtausendwende 1999/2000 war das plötzlich alles nicht mehr wichtig. Billig sollte es werden – auf Teufel komm raus. Es steckten aber nicht nur wirtschaftliche, sondern vermutlich wohl auch politische Gründe dahinter, die beiden großen Berliner Energielieferanten auszubooten.



Am Ende bekam eine Firma den Zuschlag, deren einziger Vorteil ein Billig-Angebot war. Kompetenz Fehlanzeige! Ein Müllversorgungs- und ein Stahlkonzern gründeten gemeinsam ein Tochterunternehmen – für die Bewirtschaftung der Straßenbeleuchtung – auch der damals 44.000 Berliner Gaslaternen. Das Ergebnis war ein Desaster – und der Beginn des Gaslaternen-Untergangs in der Hauptstadt.

In Düsseldorf darf man jetzt beruhigt nach vorne schauen, die Entscheidung pro Stadtwerke war das Beste, was passieren konnte. Das Düsseldorfer Unternehmen besitzt die erforderliche Kompetenz für gutes Stadtlicht! Und jetzt kann man sich gemeinsam auch mit voller Kraft den wunderbaren Gasleuchten der Landeshauptstadt widmen.

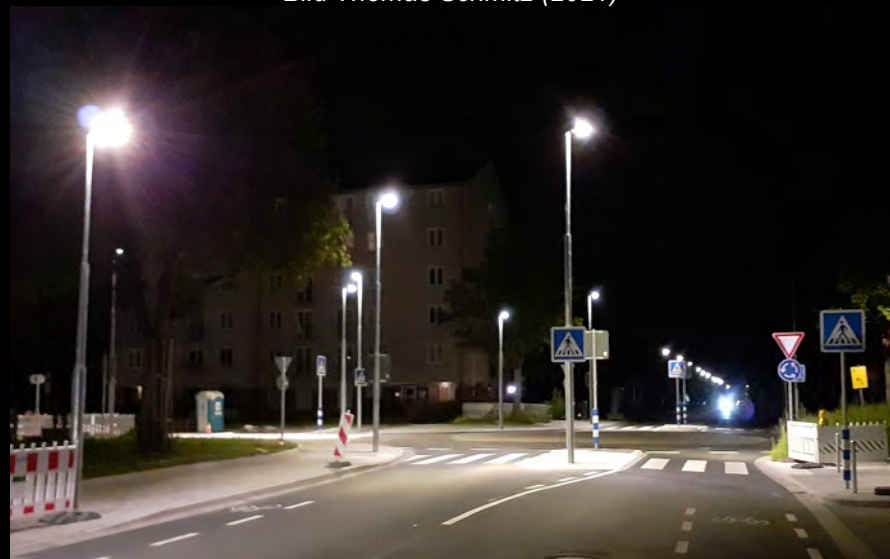
Nico Wolf

BILK - VIEL NEUES AM AACHENER PLATZ GASLEUCHTEN SIND VERSCHWUNDEN

Im September 2020 begann die Landeshauptstadt Düsseldorf mit den Bauarbeiten zur Umgestaltung des Aachener Platzes. Die Arbeiten werden voraussichtlich im Februar des kommenden Jahres enden. Düsseldorfs damaliger Oberbürgermeister Thomas Geisel erläuterte die Baumaßnahmen gegenüber der Presse wie folgt: „Gegenwärtig ist der Aachener Platz durch die vorhandenen Verkehrsanlagen stark zergliedert. Durch den jetzt beginnenden Umbau werden die Verkehrsflächen gebündelt und dadurch Grün- und Freiflächen neu geschaffen. Das wollen wir unter anderem durch zwei Kreisverkehre erreichen, die neu angelegt werden. Ein weiterer Vorteil: Durch den Ausbau der Anschlussstellen verbessern wir gleichzeitig die Radverkehrsführung“. Für den Umbau wurden 4,2 Millionen Euro veranschlagt.



Oben der Aachener Platz im Jahr 2008. Bild Cup of Coffee; unten der umgestaltete Aachener Platz mit LED-Beleuchtung und Kreisverkehr. Bild Thomas Schmitz (2021)



An der Ulenbergstraße befindet sich auch der bei Einheimischen und Touristen beliebte Floh- und Antikmarkt, der Corona-bedingt sieben Monate geschlossen war und erst seit Juni 2021 wieder stattfindet. Am Eingang zum Marktgelände befanden sich bis vor rund zehn Jahren vier auffällige doppelarmige Gasmaste mit Reihenleuchten (Bild rechts, Thomas Schmitz 2008). Sie sind aber schon lange durch Standard-Gasreihenleuchtenmaste ersetzt worden.

Auffälligste Veränderung ist die Einrichtung zweier Kreisverkehre. Der größere davon, mit einem Außendurchmesser von 34 Metern, liegt in der Nord-Süd Achse des Platzes im Verlauf der Fleher Straße. Er erhält auf seiner Mittelinsel, die einen Durchmesser von rund 19 Meter aufweist, eine Grünfläche. Diese soll später eine frisch gepflanzte Sumpfeiche schmücken.

Der südwestliche Arm des Knotenpunktes wird durch die südliche Aachener Straße gebildet. Auf der östlichen Seite schließt die Verbindungsstraße zum zweiten Kreisverkehr an. Über diesen kleinen Kreisverkehr mit einem Außendurchmesser von 22 Metern werden die nördliche Aachener Straße und die Ulenbergstraße angebunden. Die Mittelinsel des kleineren Kreisverkehrs legen die Arbeiter mit Gussasphalt an. Der innere 2,5 Meter breite Ring soll, wie die eigentliche Kreisfahrbahn, eine Befestigung aus Asphalt erhalten und nur durch eine Fahrbahnmarkierung kenntlich gemacht werden.



Die bereits vorhandenen zwei Nebenfahrbahnen in Höhe „An der Vehlingshecke“ und die Verbindung zwischen südlicher Aachener Straße und südlicher Fleher Straße bleiben erhalten. Sie werden durch eine Aufpflasterung als verkehrsberuhigte Zonen ausgewiesen und dienen hauptsächlich der Erschließung der anliegenden Häuser.

Die Gleise der Stadtbahn verlaufen diagonal über die Platzfläche und durchqueren dort den größeren Kreisverkehr. Der Umbau betrifft auch den Busverkehr, die Haltestellen werden neu konzipiert. Außerdem wird der Radfahrverkehr verbessert. Es soll 74 Parkplätze sowie fünf Taxi-Stellplätze geben.

Besonders auffällig ist die neue LED-Beleuchtung, die den Platz in ziemlich grelles Licht taucht und sehr gewöhnungsbedürftig ist. Schön sind weder die neuen Leuchten noch das gleißende Licht. Für die LED-Beleuchtungsanlage mussten etwa 12-15 Gasreihenleuchten weichen. Seinerzeit gab es eigentlich das Gaslaternen-Moratorium, doch offenbar galt das nicht für die Gasleuchten am Aachener Platz. Sie verschwanden im Rahmen des Platzumbaus sang- und klanglos, was offenbar selbst den Düsseldorfer Gaslicht-Schützern kaum auffiel.

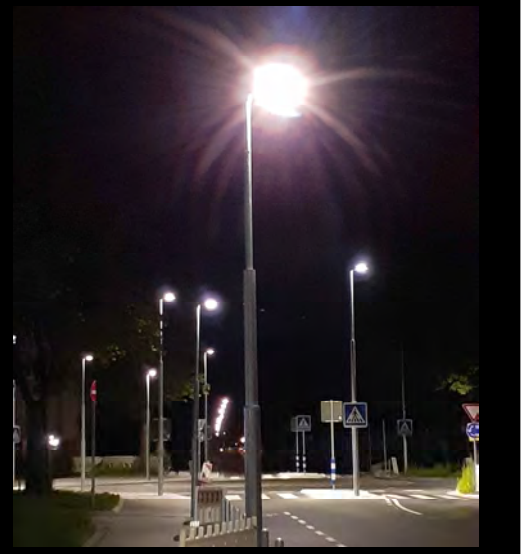
Am Aachener Platz mussten wegen der Bauarbeiten außerdem neun Bäume gefällt werden, dafür werden 19 neue gepflanzt.

Die Straße „An der Vehlingshecke“, die auf den Aachener Platz trifft, war vor einigen Jahren durch eine ungewöhnliche Gaslaterne bekannt. In einem Durchgang hatte man eine Gasansatzleuchte an einer kurzen Wandhalterung montiert. Leider fiel dieses romantische Gaslicht dem damaligen Abbau-Furor zum Opfer. Heute befindet sich dort eine elektrische „Gaslaternen-Attrappe“ mit LED.

BRG



Gasansatzleuchte im Torbogen zwischen Aachener Platz und An der Vehlingshecke. Bilder Thomas Schmitz (2008); unten rechts LED-Lichtmaste am Aachener Platz, Bild Thomas Schmitz (2021)



DÜSSELDORF - AUCH TEILE VON VENNHAUSEN UND GERRESHEIM VON UNWETTER BETROFFEN



Auch die NRW-Landeshauptstadt war vor einigen Wochen erheblich vom Hochwasser betroffen. Das Unwetter vom 14./15. Juli 2021 traf Teile Düsseldorfs, wenn auch nicht in der krassen Form wie in Hagen und Wuppertal oder in den verwüsteten Regionen der Eifel und des Ahrtals. Im südlichen Gerresheim und in Vennhausen liefen zahlreiche Keller voll. In der alten Meistersiedlung der Glashütte am Südrand von Gerresheim schoss die Düssel in der Nacht zum 15. Juli wie ein gewaltiger Strom durch die Straßen. Warnungen kamen zu spät oder gar nicht, die Anwohner wurden nachts von den Wassermassen überrascht.

Die Ostparksiedlung war ebenfalls stark vom Hochwasser betroffen, dort war man offenbar bereits gewarnt, es wurden Sandsäcke zum Schutz vor der Flut gestapelt. Besonders tragisch war, dass in Vennhausen ein Anwohner zu Tode kam, er erkrank offenbar in seiner Souterrain-Wohnung. Die betroffene Straße stand komplett unter Wasser.

Insgesamt musste die Düsseldorfer Feuerwehr mit ca. 450 Kräften und weit über 2.000 Einsätzen ausrücken, das waren von Mittwochabend bis Freitag etwa gleich viele wie beim Sturm Ela.



Verlauf der Düssel im Stadtgebiet von Düsseldorf



In Bilk wird die Düssel zu beiden Seiten von der Karolingerstraße umsäumt. Hier stehen überall Gasleuchten.
Bild Bettina Raetzer-Grimm (2012)

Auch der Strom musste teilweise abgeschaltet werden, vor allem in der Ostparksiedlung sowie in einzelnen Straßen entlang der südlichen Düssel von Gerresheim und Vennhausen. Warmes Wasser war zeitweise auch nicht vorhanden. Oberbürgermeister Stephan Keller (CDU) sprach von einem „Jahrtausendhochwasser“, vor allem innerstädtische Gewässer schwollen stark an, es gab massive Ausfälle bei Bahnen und Bussen der Rheinbahn, Ampeln funktionierten nicht. Bei einigen Lichtzeichenanlagen wurde die Technik irreparabel zerstört, die Instandsetzung könnte bis zu vier Wochen dauern.

DIE BERTA STRASSE LIEGT EIGENTLICH IN EINEM SUMPFGEBIET



Der südliche Teil von Gerresheim liegt auf sumpfigen Gebiet. Ab 1870 ließen die Rheinische und die Bergisch-Märkische Eisenbahngesellschaft hier Häuser für ihre Bahnmitarbeiter bauen. Auch ein Meilenwerk sollte zwischen Höherweg und Dreherstraße entstehen, aufgrund des morastigen Untergrunds ließ man das aber bleiben. Mit Wassereinbrüchen hatte man schon damals Probleme, schließlich wurden die Häuser von den Bahngesellschaften verkauft. Und der Name Bertastraße? Ein Fabrikant mit Namen Richard Wolters ließ auf seinem Grund und Boden die Siedlung Neu-Eller errichten, Wolters Ehefrau hieß Berta (1871-1953). Sie ist die Namenspatronin der heutigen Bertastraße. Bilder: Oben die Bertastraße im April 2012, Thomas Schmitz; unten die überschwemmte Bertrastraße im Juli 2021, unbek./Twitter



DIE FLUTKATASTROPHE 2021

Von der schrecklichen Flutkatastrophe sind auch einige Menschen aus unserem Leser- und Freundeskreis direkt oder indirekt betroffen. Bis heute gibt es keine genaue Angabe über die Zahl der Todesopfer, viele Menschen werden nach wie vor vermisst. Der Schaden wird viele Milliarden Euro kosten. Der Staat hat schnelle finanzielle Hilfen zugesichert. Es gibt zahlreiche Spenden-Aufrufe, wer mit Geld helfen will, kann auf eines der vielen dafür vorgesehenen Konten überweisen. Zum Beispiel hier:

<https://www.aktionsbuenndnis-katastrophenhilfe.de/>

AKTIONSBÜNDNIS KATASTROPHENHILFE

IBAN: DE65 100 400 600 100 400 600

Spendenstichwort: Hochwasser-Hilfe Deutschland





DIE SCHUTZPATRONIN DER BERLINER BRACHEN - REGULA LÜSCHER TRITT AB

Berlins dienstälteste Staatssekretärin Regula Lüscher wird Ende Juli 2021 auf eigenen Wunsch in den Ruhestand verabschiedet. Die Schweizerin Lüscher, Architektin und Stadtplanerin, war Senatsbaudirektorin bei der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen in Berlin und seit 14 Jahren verantwortlich für die Bauentwicklung in der deutschen Hauptstadt, sie stand für die Landesplanung ebenso wie (bis 2016) für die Oberste Denkmalschutzbehörde. Das von Regula Lüscher installierte „Baukollegium“, bestehend aus Architekten und Bauexperten, hatte maßgeblichen Einfluss auf etliche Großprojekte in Berlin.

Im März 2007 wurde Regula Lüscher durch die damalige Senatorin für Stadtentwicklung, Ingeborg Junge-Reyer (SPD) zur Senatsbaudirektorin und Staatssekretärin berufen. Seit dieser Zeit erlebte sie vier weitere Senatorinnen und Senatoren. Selbstredend fanden ihre „Chefs“ wie der Regierende Bürgermeister Müller (SPD) nur lobende Worte für die Dame. Sie habe *„viel Erfahrung, Einfühlungsvermögen und kreative Ideen gehabt“*, auch hätte sie *„mit viel Charme und Durchsetzungskraft ihre Frau gestanden.“* Auch der aktuelle Senator für Stadtentwicklung und Wohnen Sebastian Scheel (Linke) lobte Lüscher über den Klee. *„Sie sei stets eine große Bereicherung gewesen und habe im Berliner Stadtbild ihre Spuren hinterlassen, indem sie sich der Schönheit Berlins verschrieben habe.“*

Lüscher selbst sagte: *„Mit mehr als einem weinenden Auge beende ich meine Tätigkeit in diesem faszinierenden Amt“*. Sie blicke zurück auf viele interessante und inspirierende Begegnungen und Erfahrungen. *„Ich gehe aber auch in freudiger Erwartung auf das, was jetzt kommt. Bis Ende Juli übe ich meine Arbeit mit ungebrochen großer Motivation und täglicher Freude aus.“*

An dieser Stelle muss man bei so viel Lob, das auch von Teilen der Berliner Presse in die Welt gesetzt wurde, doch erst einmal durchatmen.



Regula Lüscher, Bild unbek./Twitter

LÜSCHERS WIRKEN - FÜR VIELE KRITIKER FATAL

Denn tatsächlich hatten große Teile der Öffentlichkeit nicht wirklich einen guten Eindruck von Ihrer Tätigkeit. Das begann schon damit, dass Lüscher nicht ausschloss, den denkmalgeschützten Flughafen Tempelhof (seit 30. Oktober 2008 außer Betrieb) notfalls teilweise abzureißen, sofern dies der Nachnutzung dienen würde. Der Flughafen habe *„eine außerordentlich robuste Architektur, die auch Veränderung aushält“*. Die Reaktion kam prompt. So warnte nicht nur Wilfried Wolf von der Berliner Baukammer, den Flughafen von der Denkmalliste zu streichen.

Dem Verein zum Wiederaufbau des Stadtschlusses verweigerte Lüscher lange einen Ort für dessen Infobox am Schlossplatz und hintertrieb praktisch deren Pläne. Neben den Baustelleneinrichtungen und der Halle für Gegenwartskunst sei kein Platz, argumentierte sie und trieb damit die Schlossfreunde auf ausweichende Infotouren durch Einkaufszentren. Schließlich halfen die Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) und stellten dem Schloss-Wiederaufbauverein einen Platz auf der Baustelle der U-Bahnlinie 5 am Schlossplatz zur Verfügung.

Ärger gab es auch beim Umbau der Staatsoper Unter den Linden, als Frau Lüscher für eine Ausschreibung verantwortlich war, welche die Akustik und die Sichtverhältnisse über alles andere stellte. Der von dem Architekten Richard Paulick 1952-55 geschaffene Apollo-Saal war plötzlich akut bedroht. Der Gewinner-Entwurf im Jahr 2007 sah den Abriss des Paulick-Saales vor. Erst Proteste deutscher und internationaler Künstler sorgten dafür, dass eine neue Ausschreibung beschlossen wurde, die den Denkmalschutz stärker berücksichtigte.



Paulick-Saal der Staatsoper. Bild Mbursus

ARCHITEKTONISCH IST BERLIN NUR KREISKLASSE

Für viele Berliner steht Regula Lüscher gerade nicht für die Schönheit Berlins, sondern für eine eklatante Verhässlichung des Stadtbildes. Beispiele lassen sich zu Hauf finden: Die Umgebungen des Süd- sowie des Hauptbahnhofes sind an bornierter Hässlichkeit kaum zu toppen. Gruselig wirkt die sogenannte „Europacity“ nördlich des Hauptbahnhofes. Das von Frau Lüscher hochgelobte Viertel ist geradezu schrecklich. Hier hätte man ein urbanes Quartier schaffen können, vielleicht auch mit einer fantasievollen Hochhaus-Skyline, eingebettet in viel Grün. Doch heraus kam eine banale Kistenbauweise mit Schießscharten-Optik, Glas und Beton. Kreisklasse statt Champions League.

Der Berliner Architekt Tobias Nöfer fand für den von Lüschers „Baukollegium“ beeinflussten Baustil harsche Worte. „Entstanden seien vor allem dekorierte Schuhkartons im Stil der Schweizer Moderne“, sagt Nöfer mit Hinweis auf die Herkunft der Senatsbaudirektorin. Ihn störe vor allem die Gesichtslosigkeit der entstandenen Gebäude, ihren mangelnden Bezug auf die „tolle Lage in der ersten Reihe am Bahnhofsplatz“. Die Gleichförmigkeit der Gebäude wirke auf ihn kalt, maschinell und abweisend. Ob sich Frau Lüscher getraut hätte, so in ihrer Heimatstadt Zürich bauen zu lassen? Womöglich hätten die Schweizer sie „vom Hof gejagt“.

Auch der gewöhnungsbedürftige Entwurf für das Museum der Moderne, eine Backsteinscheune am Kulturforum im Baustil einer Tennishalle, geht auf Lüschers Kappe. Von der geradezu ekligen, modernistischen Ostseite des neu errichteten Berliner Schlosses („Humboldtforum“) ganz zu schweigen. Der Anblick dieser Front lässt einen geradezu das Blut in den Adern gefrieren. Selbstverständlich steht Frau Lüscher auch für das trostlose Ambiente rund um das neue Schloss, Pläne für mehr Grün, die Rückkehr ehemaliger Denkmalstatuen vor dem Schloss oder der Rückkehr des Neptunbrunnens erteilte die Schweizerin eine Absage. Lüscher favorisiert offenbar eine zugepflasterte versiegelte Steinwüste.

Für eine Neu- oder Umgestaltung heruntergekommener Plätze hat Frau Lüscher anscheinend wenig übrig, nicht umsonst hat man sie auch schon als „Schutzheilige der Berliner Brachen“ bezeichnet. Die Neugestaltung der alten Berliner Mitte liegt seit Jahren auf Eis. Der Alexanderplatz mit seinen zahlreichen schmutzigen Ecken scheint sie nicht zu stören.

Lüschers „Baukollegium“ wurde als „Berliner Geschmackspolizei“ bezeichnet, die monotone Einheitsarchitektur fördere und intransparent agiere. Ihr Vorgänger im Amt, Hans Stimmann, hatte gerade bezüglich der Gestaltung der Berliner Mitte eine Menge Ideen („Planwerk Innenstadt“), doch hier bewegt sich seit Jahren – besser Jahrzehnten – nichts.

REGULA LÜSCHER GEHÖRT ZU DEN TOTENGRÄBERN DER BERLINER GASBELEUCHTUNG

Regula Lüscher war auch die treibende Kraft für die Entwicklung des „Berliner Lichtkonzepts“, das vor zehn Jahren der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Es sei „wegweisend in seiner Art“, schrieb die Senatsbaudirektorin damals im Vorwort des 77 Seiten starken Handbuchs dazu. Lüscher hatte bereits 2008 einen sechsköpfigen Lichtbeirat einberufen, der das Konzept erarbeitet hat – basierend auf einer Vielzahl unterschiedlicher Gutachten. Lüscher kam zu dem Ergebnis, dass Berlin „neue Wege geht, um die Ansprüche an Lichtintensität, Sicherheit, Energieeffizienz, Umweltgerechtigkeit und schöner Lichtstimmung zusammenzuführen“.



Grotesk: Die Moltkebrücke mit historischen Kandelabern (leider schon seit langem elektrisch), im Hintergrund Gebäude der „Europacity“, unten Blick auf dieses unfassbar hässliche Viertel. Bilder unbek./Pinterest



Gasreihenleuchten wurden als erstes abgerissen. Bild Tilman Agena



Abgerissene Gasleuchte in Berlin-Mahlsdorf (2017). Bild Joachim Raetzer

Das Lichtkonzept in Form des erwähnten Handbuches sorgte für Gruselstimmung und Entsetzen bei vielen Berliner Geschichts- und Traditionsvereinen – auch beim Verein ProGaslicht. Es war nichts anderes als eine Lektüre zur kompletten Vernichtung der Berliner Gasstraßenbeleuchtung. Es wurde finster in der Hauptstadt. Konsequenz und mit viel Verve begann man auf Basis dieses Lichtkonzepts mit der Demontage – in Österreich sagt man dazu Demolierung – der Gaslaternen, allen Protesten und Bürgereingaben zum Trotz. Allerdings bei Unterstützung weiter politischer Kreise und nahezu aller wichtigen Parteien in Berlin, wobei die GRÜNEN ursprünglich die treibende Kraft waren. Hauptgegner der Gasbeleuchtung waren die frühere Bezirksstadträtin für Stadtentwicklung in Berlin-Mitte, Dorothee Dubrau und der baupolitische Sprecher der GRÜNEN, Andreas Otto, ein gelernter Elektriker. Auch die Hauptstadt-Medien stellten sich weitgehend hinter die Gaslicht-Vernichtungspläne, abgesehen von wenigen kritischen Journalisten, meist aus dem Bereich des Feuilletons.

Die Proteste von verschiedenen Geschichts- aber auch Gaslicht-Vereinen sowie Wünsche aus der Bürgerschaft waren und sind dem Berliner Senat und seinen Behörden offenbar ohnehin egal gewesen. Begleitet wurde der ab 2007/8 eingeleitete Total-Abriß durch medial aufgeplusterte Gruselmeldungen über radioaktive Glühkörper, Klima killende, störanfällige Gaslaternen und dunkle Stadträume. Geradezu euphorisch wurde dagegen die LED-Beleuchtung gepriesen, man konnte manchmal meinen, bei Leuchtdioden handele es sich um eine Art „Ersatzreligion“. Allerdings spielten LED zu Beginn der Gaslaternen-Stürmerei kaum eine Rolle. Die zuallererst abgeräumten Gasreihenleuchten wurden durch damals schon veraltete Kompaktleuchtstofflampen ersetzt und nicht durch LED.

Die Demontage der beliebten Gasaußensatz- und Modellleuchten begann einige Zeit später im Rahmen von Modellversuchen in Spandau und Neukölln. Um die sogenannte „Umrüstung“ den Bürgern schmackhaft zu machen, stellte man mit viel Presse-Echo sogenannte „Gasersatzleuchten“ vor, diese rüstete man nun mit LED aus. Sie sollten den „alten Gaslaternen“ optisch nahezu gleichen, so der Tenor des Berliner Senats. Auf der Grundlage des Lichtkonzeptes setzte Berlin noch mehrere Jahre auf andere Leuchtmittel anstelle LED. In der Bleibtreu- und der Tauentzienstraße wurden Quecksilberdampflampen durch Halogen-Metalldampflampen ausgetauscht. Der Einsatz von Leuchtdioden sollte erst später erfolgen.



V.l.n.r. Junge-Reyer, Gaebler, Müller (alle SPD). Bildquellen v.l.n.r. Raymond Spekking, Sandro Halank, Bündnis gegen Homophobie

2011 lobte die damalige Stadtentwicklungssenatorin Ingeborg Junge-Reyer (SPD) im Vorwort zum Handbuch die Gründlichkeit, mit der Berlin sein Lichtkonzept erarbeitet hat. „Lichtexperten, Biologen, Verkehrssicherheitsfachleute und Schlafforscher“ hätten ein Konzept erarbeitet, „das Ökologie und Ökonomie des Lichts mit der unverwechselbaren Atmosphäre Berlins verbindet“. Im Nachhinein erscheint das als hohle Phrase. Zur Unverwechselbarkeit Berlins gehörte vor allem das weitreichende, bereits 1826

eingeführte Gaslicht-Netz der Hauptstadt mit seinen unendlich vielen Gaslichtpunkten und der über viele Epochen erhaltenen einmaligen Gaskandelaber. Das wird nun seit Jahren konsequent zerstört, die einige Jahre später vom Senat abgerungene Zusage, man wolle etwa 3.300 Gaslaternen an denkmalrelevanten Stellen erhalten, ist kein Trost. Zu viele wertvolle Laternen sind inzwischen längst verschwunden.

Regula Lüscher gehört zusammen mit der früheren Stadtentwicklungs-Senatorin Ingeborg Junge-Reyer, dem von 2011 bis 2016 in der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung tätigen Staatssekretär Christian Gaebler und dem derzeitigen Regierenden Bürgermeister Michael Müller zu den Hauptverantwortlichen bei der Zerstörung der historischen Berliner Gasstraßenbeleuchtung. Manchmal hängt die Zukunft einer Stadt – wie beispielhaft hier Berlin – fast schicksalhaft nur vom Wirken einiger weniger Protagonisten ab. Sie setzen Markenzeichen für immer – und verschwinden danach in der Versenkung. Doch deren Treiben wie die Zerstörung der Berliner Gasstraßenbeleuchtung ist unumkehrbar.

Nico Wolf

IMMER WIEDER BRANDSTIFTUNGEN IN BERLIN - JETZT TRAF ES EINE GASLEUCHTE

Berlin im Sommer 2021. Kaum eine Nacht vergeht ohne schwere Brandstiftungen auf den Straßen der Hauptstadt. Immer wieder gehen Autos in Flammen auf. Aber auch Kinderwagen oder Müllcontainer scheinen beliebte Ziele der Zünder zu sein. Häufig stecken bei den Brandanschlägen auf Kraftfahrzeuge politische Motive dahinter. Und immer wieder tauchen Bekennerschreiben aus der linksradikalen Gewaltszene auf, mit denen in kruder Weise das brandschatzende Treiben gerechtfertigt wird. Leider werden durch die Brandstiftungen auch Anwohner gefährdet. Im Juni brannten in der Kreuzberger Nostitzstraße mehrere Müllcontainer sowie ein Fahrzeug lichterloh. Die meterhohen Flammen drohten, auf ein Wohnhaus überzuspringen. Die Feuerwehr kam schnell und begann mit dem Löschen des Feuers, doch zwei Autos brannten völlig aus. Auch eine Gaslaterne wurde durch die enorme Hitzeeinwirkung erheblich beschädigt. Das Bild einer „Gaslaterne in Flammen“ (rechts) ging anschließend durch die Medien und sozialen Netzwerke. Doch die Berliner Feuerwehr hatte schlussendlich alles im Griff.

Nico Wolf



Rund um den Rüdeshheimer Platz in Berlin-Wilmersdorf ist die Gaslicht-Welt scheinbar (noch) in Ordnung. Das „Rheingau-Viertel“ gehört zu den Kiezen mit denkmalgeschützter Gasbeleuchtung. Auch Gasreihenleuchten dürfen bleiben – sagt zumindest der Berliner Senat. Bild Nico Wolf (2015)

BERLIN 1930



Berlin/Kurfürstendamm Ecke Joachimstaler Straße, die sogenannte „Grünfeld-Ecke“ (*Willem van de Poll*): Ein Blick auf das Wäschehaus Grünfeld (heute Ku'damm-Eck). Heinrich Grünfeld eröffnete 1928 eine Filiale seines Wäschehauses Grünfeld. Die Hauptniederlassung befand sich in Berlin-Mitte, Leipziger Straße, Stammsitz war ursprünglich Landeshut in Schlesien. Der Standort am Ku'damm bestach durch seine moderne gläserne Schaufensterfront, auch einen gläsernen Aufzug gab es. Ursprünglich war das 1887 erbaute Gebäude ein fünfgeschossiges, großbürgerliches Mietshaus, ab 1909 wurde das Erdgeschoss gewerblich genutzt. 1924 erwarb die Firma Grünfeld das Haus, um hier eine Repräsentanz einzurichten. Das Unternehmen plante eine radikal-moderne Umgestaltung des Hauses, die 1928 abgeschlossen wurde. Heraus kam eine der spektakulärsten Ladengestaltungen der klassischen Moderne. Dicht gestaffelte senkrechte Neonleuchten gaben dem Eckhaus einen weithin sichtbaren Abschluss. Darüber der Firmenname, der ein bis zum Dach reichendes Kaufhaus suggerierte. Am „Grünfeld-Eck“ trafen sich nun Berliner zu einem Ku'damm-Bummel.

Prominente aus Theater, Film, Musik, Kunst und der Modebranche kauften hier ein. Familie Grünfeld war jüdischen Glaubens, einige Jahre nach der Nazi-Machtergreifung konnten sie ihr Geschäft noch weiter ausüben. 1937 beging man das 75jährige Firmenjubiläum. Ein Jahr später begannen die Nazis eine Hetzkampagne gegen das Unternehmen. Personal wurde gezwungen, das Geschäft zu verlassen. Lieferanten boykottierten das Geschäft, die Presse druckte keine Inserate mehr. Familie Grünfeld wurde gezwungen, an einen „Arier“ zu verkaufen. Schließlich erwarb Walther Kühl das Geschäft weit unter Wert. Aber selbst dieser Verkaufserlös wurde von den Nazis konfisziert, kurz bevor die Grünfelds gerade noch rechtzeitig nach Palästina auswandern konnten. Kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das Gebäude von einem SS-Trupp in Brand gesteckt. Die Ruine des Wäschehauses Grünfeld – es standen nur noch die beiden Unter-Geschosse – wurde bis in die 1960er Jahre als Behelfsbau genutzt. Zwischen 1969-72 entstand hier das damals umstrittene Ku'damm-Eck, das 1998 abgerissen wurde. 2001 wurde ein neues, rundes Ku'damm-Eck errichtet.

Die Gasbeleuchtung hatte auf dem Kurfürstendamm Tradition. Nach der Entwicklung des „hängenden“ bzw. invertierten Gasglühlichts, das ab 1905 bei der Berliner Gasstraßenbeleuchtung eingesetzt wurde, kam kurze Zeit später die Pressgasbeleuchtung auf. Die Versuche der Städtischen Berliner Gaswerke GASAG mit dieser Beleuchtung waren so erfolgreich, dass sich die bis 1920 selbstständige Stadt Charlottenburg entschloss, den damals mit zahlreichen Bäumen umsäumten Kurfürstendamm nicht mit elektrischen Bogenlampen, sondern mit Pressgas-Hängeleuchten auszustatten.

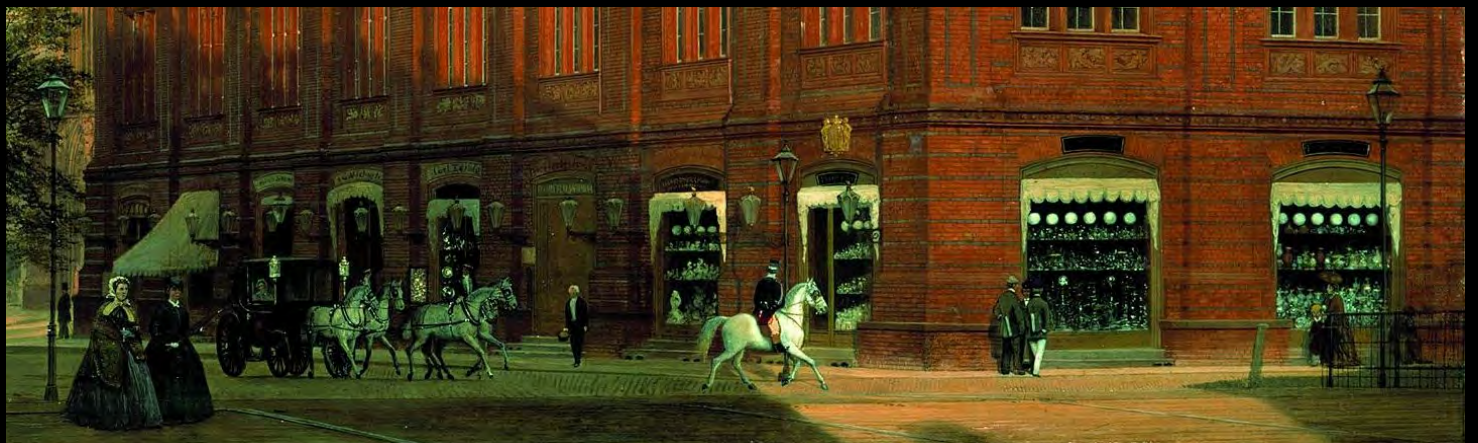
SCHINKELS BAUAKADEMIE - EINE UNENDLICHE GESCHICHTE

Kürzlich wurde das neu errichtete Berliner Stadtschloss – offiziell Humboldtforum – für die Öffentlichkeit freigegeben. Damit hat die deutsche Hauptstadt ein zentrales und durchaus umstrittenes Bauprojekt zum Abschluss gebracht. Und das Zentrum Berlins hat ein neu-altes Wahrzeichen zurückbekommen. Doch nur wenige Schritte davon entfernt klafft bis heute eine Baulücke, die längst hätte geschlossen sein sollen.

Hier stand die Berliner Bauakademie, auch Schinkelsche Bauakademie genannt. Sie war seit 1836 eine Institution und ein Gebäude am Schinkelplatz in Berlin-Mitte. Die Institution wurde bereits 1799 vom preußischen König Friedrich Wilhelm III. (1770-1840) zur Ausbildung von Architekten gegründet und gilt als eine Vorgängerin der Technischen Universität Berlin. Das Gebäude selbst mit seiner charakteristischen, roten Ziegelfassade wurde 1832 bis 1836 nach Plänen des Architekten, Stadtplaners und Baurats Karl Friedrich Schinkel (1781-1841) errichtet und galt wegen seiner Konstruktion sowie der Fassaden- und Innengestaltung als geradezu revolutionär. Ein Ursprungsbau der Moderne. Es stand auf dem Alten Packhof zwischen Kupfergraben und der Friedrichswerderschen Kirche.



Die Bauakademie, Gemälde von Eduard Gärtner (1868), Alte Nationalgalerie



Auf dem Bildausschnitt sind die Geschäfte im Erdgeschoss gut zu sehen, zudem erkennt man spezielle Gaslaternen, die an der Gebäudefassade montiert sind. Auf der Straße stehen die damals üblichen städtischen Gaslaternen der ersten Generation (aufgestellt ab 1847).

Ursprünglich dienten das erste und zweite Obergeschoss als Lehr- und Bibliotheksräume der Oberbaudeputation und der Königlich Preußischen Bauschule (Bauakademie), auch die Dienstwohnung des Leiters lag im zweiten Geschoss. Unter dem Dach war ein Aktenarchiv untergebracht. Im Erdgeschoss gab es bis 1886 zwölf Läden mit hochwertigen Angeboten, etwa den Produkten der Königlich Porzellanmanufaktur, Arbeiten des Hofjuweliers Werner, Seidenwäsche im ersten Verkaufsraum des späteren Großkaufhauses Gerson sowie die Gropius'sche Kunsthandlung, wo 1839 erstmals in Berlin Fotografien ausgestellt wurden. Die Bauakademie war also seinerzeit kein reiner Verwaltungsbau, sondern in das lebendige städtische Leben integriert.



Oben Karl Friedrich Schinkel,
Kupferstich Heinrich Merz (1839)
unten Peter Christian Beuth,
Zeichnung Franz Krüger (um
1836), Kupferstichkabinett Berlin



Gleich nach Schinkels Tod setzte sich der wirkliche geheime Oberregierungsrat Peter Christian Beuth (1781-1853) für die Versorgung der hinterbliebenen fünfköpfigen Familie ein und konstatierte in seinem Promemoria vom November 1841, dass „die von Seiner Majestät dem Könige ausgesprochene Idee: aus dem künstlerischen Nachlasse ein eigenes Museum zu bilden, nur den Wünschen der Familie entsprechen (kann). Sie erhält dem Preußischen Staate und seiner ferneren Kunstbildung den geistigen Schutz eines seiner größten Männer. Daß die Räume des Bauschul-Gebäudes, in denen er wirkte und starb, worin sich die allgemeine Bauschule, die Bau-Gewerbs-Schule und die Ober-Bau-Deputation befindet, die angemessensten zur Aufstellung der Sammlung sein dürften, haben Seine Majestät der König auszusprechen geruhet.“



Die Bauakademie um 1915, vorn die Schleusenbrücke. Zu erkennen sind Gashängeleuchten. Bild Hermann Rückwardt

Der preußische Ministerialbeamte Beuth gilt als Gründer des Berliner Gewerbeinstituts. Bis vor wenigen Jahren noch vielfach geehrt wird Beuth seit einiger Zeit Antisemitismus nachgesagt, es gibt zum Beispiel Forderungen, nach ihm benannte Straßen umzubenennen.

Nach einem Bombenangriff am 3. Februar 1945 brannte das Gebäude der Bauakademie aus. Entsprechend der gut erhaltenen Bausubstanz begann nach dem Ersten Aufbauplan für das Zentrum des Neuen Berlins der Wiederaufbau, gleichzeitig erfolgte am 1. Januar 1951 auf Beschluss des Ministerrates der DDR die Gründung der Deutschen Bauakademie. Diese wurde Eigentümer der Immobilie und sollte der Hauptnutzer werden. Der Architekt Richard Paulick (1903-1979) hatte einen Restaurierungs- und Wiederaufbauplan ausgearbeitet. Nach Abschluss der Rohbauarbeiten konnte zwar am 21. November 1953 Richtfest gefeiert werden, doch geriet der Innenausbau danach aufgrund veränderter politischer Umstände und Bewertungen ins Stocken. Die Regierung stellte kein Geld mehr für den Weiterbau zur Verfügung, der endgültige Baustopp erfolgte 1956.



Das Berliner Schloss von Osten aus, am oberen Bildrand die Bauakademie,
rechts daneben der Schinkelplatz. Bildquelle unbekannt (um 1920)

Aufgrund des 1958 ausgeschriebenen Ideenwettbewerbs der DDR zur Sozialistischen Umgestaltung des Stadtzentrums wurde gemäß Beschluss des Leitungskollektivs zum Aufbau des Stadtzentrums am 13. März 1962 die Bauakademie abgebrochen, um Platz zu schaffen für die Errichtung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der DDR im Jahr 1966. Zuvor hatte es in beiden Teilen Deutschlands zahlreiche Proteste gegen den Abriss der Bauakademie gegeben. Nachdem bereits das Berliner Schloss abgerissen – oder genauer in die Luft gejagt worden war – bedeutete die Demolierung der Bauakademie ein weiterer Akt des Kulturbanausentums in Berlin.



*Die durch Kriegsschäden gezeichnete Bauakademie um 1955.
Bildquelle unbekannt/Postkarte*

Einzelne Fassadenteile wurden für eine spätere Wiedererrichtung an anderer Stelle geborgen und auf dem Gelände Französische Straße/Ecke Kurstraße eingelagert. Das linke Bronzeportal und mehrere Terrakottareliefs von beiden Portalen wurden 1969 in die Fassade der Gaststätte „Schinkelklause“ am Kronprinzenpalais eingebaut. Das rechte Bronzeportal wurde 1999 wiedergefunden und ins Depot des Landesdenkmalamts verbracht. Außerdem existieren insgesamt elf Kopien der Terrakottaplatten, die sich in der Toreinfahrt des Jugendkulturzentrums Mitte in der Weinmeisterstraße 15 befinden.

Bereits in den frühen 1990er Jahren hatten Regierung und Parlament den Beschluss gefasst, das funktionslos gewordene und wenig ansehnliche DDR-Außenministerium abzureißen und die alte Bauakademie wieder entstehen zu lassen. Der Abriss erfolgte 1995/96. Auch der bereits 1994 gegründete Förderverein Bauakademie schlug vor, die Bauakademie als internationales Innovations-, Ausstellungs- und Veranstaltungszentrum mit „angepassten“ Innenräumen und originalgetreuen Fassaden wiederaufzubauen. Der originalgetreue Nachbau der Bauakademie sollte nach einem Bericht der Berliner Zeitung vom 19. Oktober 1995 rund 200 Millionen DM kosten. Doch auf den Baubeginn wartete man schließlich vergebens – bis heute. 2001/2002 erfolgte die Wiedererrichtung der Nordostecke als Musterfassade und des Roten Saals als Musterraum der Bauakademie. Anschließend wurde 2007–2008 der benachbarte Schinkelplatz in historischer Form wiederhergestellt. Zwischen 2004 und 2019 bildete ein Riesenposter die ursprüngliche Außenansicht der Bauakademie nach, ähnlich wie zuvor beim Stadtschloss.

Im Oktober 2016 appellierte der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz Hermann Parzinger, sich nun mit aller Kraft für die Rekonstruktion der Bauakademie einzusetzen, mit dem Vorschlag, das Gebäude als Architekturmuseum zu nutzen. Angesichts der vielen einschlägig interessierten Berlin-Besucher sei es kaum zu verstehen, dass diese Stadt mit ihrer in den vergangenen 200 Jahren von zahlreichen städtebaulichen Initiativen und Umbrüchen geprägten architektonischen Entwicklung noch kein Architekturmuseum von Rang besitze.



Treppenhaus der Bauakademie nach dem Umbau 1873/74. Bild vor 1911. Bildquelle Königlich Preussische Messbildanstalt

Am 11. November 2016 beschloss der Deutsche Bundestag, 62 Millionen Euro für die Rekonstruktion der Bauakademie freizugeben. Sie soll „nationales Schaufenster, Forum und Werkstatt in einem“ für aktuelle Themen rund um Architektur, Bauwesen und Stadtentwicklung sowie ein weiterer kultureller Schwerpunkt auf der Museumsinsel sein, der „dem historischen Vorbild verpflichtet dem gesamten Bauen gewidmet“ wird. Es sollte „so viel Schinkel wie möglich“ entstehen.

Seit April 2021 laufen nun Grabungen auf dem Gelände direkt neben dem Stadtschloss, um zu sehen, welche Grundmauern vom Schinkel-Original noch erhalten sind. Über die Hälfte davon wurden durch den Bau des DDR-Außenministeriums und einer Tiefgarage zerstört. Außerdem barg man in den vergangenen Monaten etwa 800 Fundstücke, von Original-Ziegelsteinen bis hin zu Ornamenten griechischer Götterfiguren, die Schinkel so liebte. Schinkel achtete bei seinem Bau-Meisterstück auf unendlich viele Details. Von der roten Farbe, die besonders eisenhaltige Tonerde in den Ziegeln bewirkte, bis hin zur Entwässerung des

untersten Geschosses durch einen Graben ums Haus. Man darf nun gespannt sein, ob die Errichtung der Bauakademie im kommenden Jahr beginnt. Die Diskussion darüber hatte kurz nach der Wende 1989, also vor mehr als 30 Jahren begonnen.



Oben links: Der klassizistische Schinkel-Kandelaber mit neun Gaslaternen von 1830 stand zuerst auf dem Schlossplatz, ab 1900 auf dem Dönhoffplatz und nach 1910 auf dem Schinkelplatz vor der Bauakademie. Rechts eine der beiden Portal-Laternen vor der Bauakademie. Unten links: Sockel der Portallaterne vor der Bauakademie um 1910; rechts der 1837 von Peter Joseph Lenné angelegte dreieckige Schinkelplatz um 1900, noch ohne den neunarmigen Gaskandelaber. Der Schinkelplatz wurde im Zweiten Weltkrieg stark zerstört, zu DDR-Zeiten überbaut und 2007/08 rekonstruiert. Die Denkmäler von Albrecht Daniel Thaer, Karl Friedrich Schinkel und Peter Beuth stehen wieder. Bildquellen unbekannt

Das vor der Bauakademie liegende Freigelände wurde 1837 vom Gartenarchitekten Peter Joseph Lenné gestaltet. Einige Zeit später wurden hier Denkmale aufgestellt, noch später, im Jahr 1910 fand ein prachtvoller Gaskandelaber mit neun Laternen hier seinen Platz, der nun Schinkelplatz genannt wurde. Dieser klassizistische und bemerkenswerte Berliner Kandelaber, der zusammen mit zwei bereits 1838 vor der Bauakademie aufgestellten Portallaternen zweifelsfrei Schinkel zugeschrieben werden kann, gilt seit 1945 als verschollen. Im Schinkel-Pavillon des Schlosses Charlottenburg in Berlin existiert noch ein Portalkandelaber in der ursprünglichen Version in gebranntem Ton.

Der neunarmige Schinkelsche Gaskandelaber wurde bereits im Zündfunken vorgestellt, so in den Ausgaben Nr. 90 und Nr. 93. Vor einigen Jahren hatten Lichtexperten, die sich auch zur Geschichte der Berliner Straßenbeleuchtung forschten wie z.B. Hans Heckmann die Idee, den Schinkelschen Kandelaber zu rekonstruieren und neu aufzustellen. Selbstverständlich mit Gasbetrieb. Doch aus dieser Idee wurde nichts und es ist leider auch nicht zu erwarten, dass dieser Plan doch noch eines Tages Wirklichkeit wird.

Bettina Raetzer-Grimm



AN EINEM SONNTAG IM AUGUST - NIEMAND HAT DIE ABSICHT ... DER MAUERBAU VOR 60 JAHREN

Die Menschen standen da und konnten es kaum fassen. Ungläubig oder auch wütend sahen sie dem Treiben zu. Der 13. August 1961 – ein schwül-heißer Sonntag – war ein ganz normaler Berliner Sommertag, wenn auch etwas wolkenverhangen. Vielleicht wollte die Sonne dem Schauspiel, das sich da bot, nicht zuschauen. Am Tag zuvor tummelten sich noch viele Berliner beim Baden. Früh am Morgen meldeten die West-Berliner Rundfunksender RIAS und SFB, dass Arbeiter unter Bewachung von DDR-Volkspolizei, NVA-Truppen und sogenannte paramilitärische Betriebskampfftruppen begonnen hätten, die drei Westsektoren Berlins mit Stacheldraht und anderen Sperren abzuriegeln.

STACHELDRAHT AUS KÖLN

Aufgeschreckt von diesen Nachrichten zogen viele Berliner zur Sektorengrenze zwischen West- und Ost-Berlin. Der eigentliche Mauerbau mit Lehm, Mörtel und Stein auf Stein sollte erst die Tage danach beginnen, zuerst kam der Stacheldraht. Grotesk: Der Stacheldraht war „Made in West Germany“, denn eine Firma aus Köln lieferte ihn vorher im Rahmen des „Interzonenhandels“ an die DDR, die damals im Westen in der Regel „Sowjetzone“ genannt wurde.



13. August 1961: Stacheldrahtverhau an der Bernauer Straße

Berlin, Deutschland und die Welt hielten den Atem an. In Jenem Sommer des Jahres 1961 war die Zahl derer, die aus der DDR flohen, nochmals enorm in die Höhe geschneilt. Es waren vor allem junge Leute, häufig gut ausgebildet, die vom „Arbeiter- und Bauernstaat“ die Nase voll hatten und dort keine Zukunft mehr sahen. Das Notaufnahmefeld im West-Berliner Ortsteil Marienfelde war brechend voll. Und man ahnte und fürchtete zugleich, dass die DDR und ihr Bündnispartner Sowjetunion diese Fluchtbewegung nicht mehr lange hinnehmen würden. Es lag was in der Luft, erst recht, als SED-Chef Walter Ulbricht am 15. Juni auf einer internationalen Pressekonferenz mit seiner sächsischen Fistelstimme antwortete, dass „niemand die Absicht hätte, eine Mauer zu errichten“. Doch da waren die Vorbereitungen wohl schon längst getroffen...

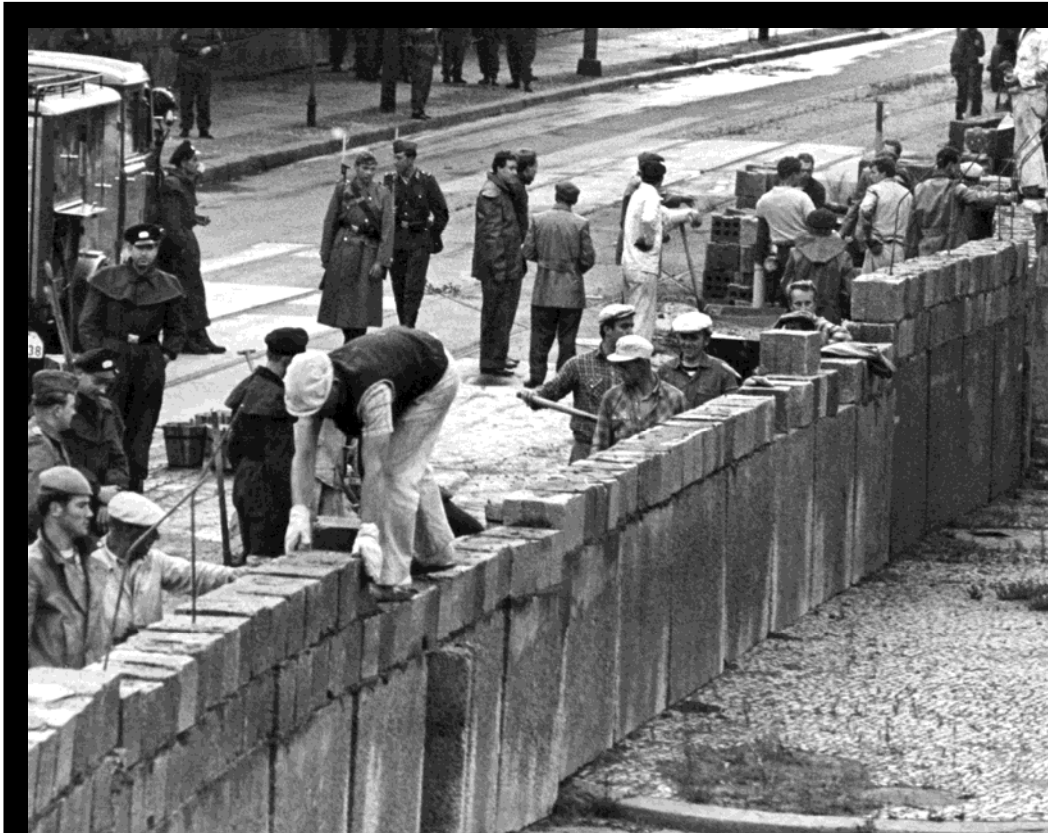


Ein letzter Gruß zwischen Ost- und West-Berlinern über Stacheldraht hinweg.

Und so wurde der 13. August 1961 zu einem denkwürdigen Tag der Weltgeschichte. Die Straßen und Schienenwege rund um den Westteil Berlins wurden rigoros abgeriegelt. Ab sofort fuhren von der West-Berliner BVG betriebene U-Bahnen ohne Halt durch Ost-Berliner Bahnhöfe. Berlins damaliger Regierender Bürgermeister Willy Brandt war empört, zumal die drei westlichen Stadtkommandanten nicht reagierten. Brandts Versuche, Bundeskanzler Konrad Adenauer telefonisch zu erreichen, waren ebenso vergeblich wie eine Kontaktaufnahme zum US-Präsidenten John F. Kennedy. Zeitweise ging gar das Gerücht um, Kennedy und KPdSU-Generalsekretär Chruschtschow hätten sich insgeheim auf den Bau der Mauer verständigt.

EINE NARBE QUER DURCH DIE STADT

In den Tagen und Wochen danach wuchs die Mauer und wurde allmählich zu einem ziemlich unüberwindbaren Hindernis. Der Flüchtlingsstrom versiegte. Viele Jahre später perfektionierte die DDR das Grenzsystem, die gewaltige Betonmauer entstand, viele Häuser wurden abgerissen, um den Grenzorganen eine freie Sicht zu verschaffen – man sprach auch von einem freien Schussfeld. Hatten anfangs die meisten Berliner geglaubt, dass die Abriegelung nicht lange dauern würde, so wurden sie eines Besseren belehrt. 28 Jahre sollte die Berliner Mauer Bestand haben, erst die Ereignisse des 9. November 1989 brachten sie zum symbolischen und dann tatsächlichen Einsturz.



Oben: Fünf Tage nach der Abriegelung wächst die Mauer. Foto vom 18. August 1961; unten: In der Bernauer Straße wird die Mauer weiter erhöht. Kleines Bild rechts: Hinter der Leistner-Gasaufsatzleuchte ist ein Mast mit Lautsprechern zu sehen.

Bildquellen unbekannt



Einer von vielen Brennpunkten des Mauerbaus war die Bernauer Straße, sie liegt im Bezirk Wedding, Ortsteil Gesundbrunnen. Nach Süden hin bildete sie damals die Sektorengrenze zum Ost-Berliner Bezirk Mitte. Und hier spielten sich am 13. August 1961 sowie den Tagen und Wochen danach Dramen ab. Herzerreißende Szenen von winkenden, weinenden Menschen. Von Leuten, die sich an Bettlaken aus Wohnhäusern abseilten, welche auf der Ost-Seite lagen. Ganze Wohnhaus-zeilen wurden in den Wochen danach „entmietet“ und danach zum Westen hin zugemauert. Eine Kirche, die genau auf der Demarkationslinie zwischen Ost und West stand, war nicht mehr zugänglich und wurde 1987 im Auftrag der SED-Machthaber in die Luft gejagt.



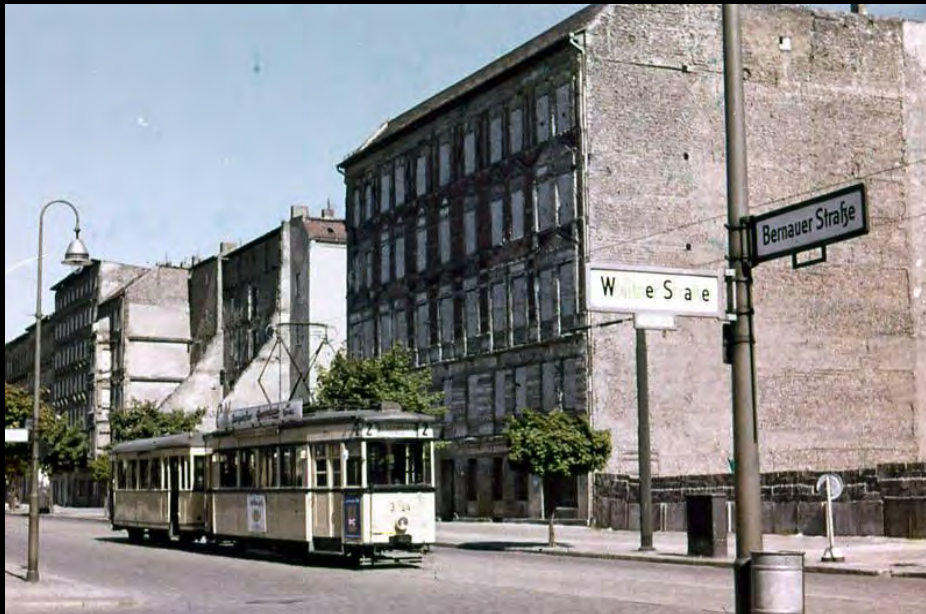
Die Bernauer Straße (Wedding – es gibt in Berlin noch weitere Straßen mit diesem Namen) ist auch im Hinblick auf die Gasstraßenbeleuchtung sehr interessant. Hier wurden im Laufe der Zeit die unterschiedlichsten Gasleuchten-Modelle eingesetzt. Heute gibt es dort keine Gaslaternen mehr. Im Kiez Gesundbrunnen ist die Gasbeleuchtung ebenfalls mehr oder weniger verschwunden, dort wurden LED-Attrappen in Gaslaternen-Optik aufgestellt.

BRG

**BERLINER
MAUERBLICKE
1961**



Links: Bernauer Straße Ecke Ruppiner Straße kurz nach dem Bau der Mauer. Interessant die sehr alte Gashängeleuchte, montiert an einem Bündelpfeilermast mit bischofsstabähnlichem Ausleger aus Stahlrohr, Hersteller Gasbetriebsgesellschaft AG (GBG Berlin) um 1920; rechts: West-Berliner versuchen, über die Mauer zu blicken. Auf östlicher Seite werden gerade Gaslaternen durch E-Leuchten ersetzt



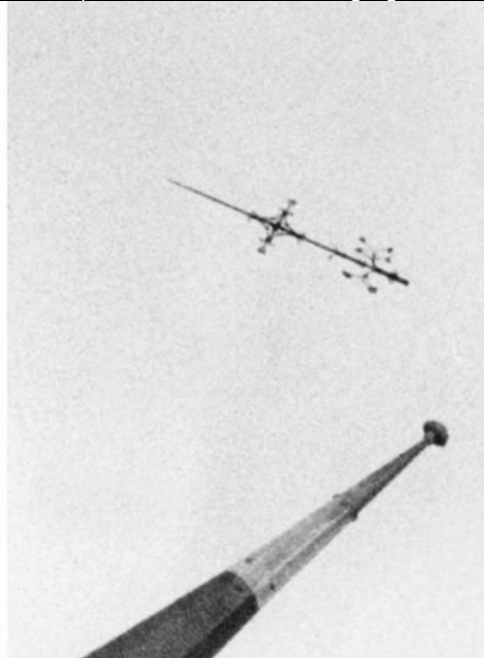
Links: Die Bernauer Straße 1962. Die Wohnhäuser auf der Südseite der Straße gehören zum Ostsektor und sind bereits zugemauert. Auch die Straßenbahn fährt hier bald nicht mehr. Die GASAG hat neue Gashängeleuchten (konische Form) an die Stahlmaste montiert; rechts: verzweifelte Menschen, die den Bewohnern im Osten zuwinken und sich an einer „Schinkellaterne“ festhalten



Links: Verwitterte Inschrift an einem zugemauerten Haus in der Bernauer Straße, Pantoffeln werden hier nicht mehr hergestellt; rechts die trostlos wirkende Bernauer Straße 1964 mit den zugemauerten Wohn- und Geschäftshäusern. Bilderarchiv PGL



Die 1892 erbaute Versöhnungskirche stand in der Bernauer Straße 4 genau auf der Sektorengrenze. Bis 1961 wurde sie für Gottesdienste genutzt. Später richteten die Grenztruppen auf dem Kirchturm einen MG-Geschützstand ein. Im Januar 1985 wurde sie auf Anordnung der DDR-Regierung gesprengt (Bilder unten). Der barbarische Akt ging um die Welt





Oben: Die Sonnenallee in Neukölln (Westsektor), fotografiert von Ost-Berlin aus. Hier sieht man Gasreihenleuchten. Bild: MfS ZAIG Fo Nr. 2543 Bild Nr. 0018; unten die Mauer im Anfangsstadium, im Vordergrund eine BAMAG-Gashängeleuchte (konische Form) an einem Stahlmast (hergestellt vor 1945, eventuell Manfey, Berlin oder Vollgold, Torgelow am Bethaniendamm. Bildarchiv PGL



Die Bernauer Straße steht wie kaum eine andere Straße Berlins für die Teilung der Stadt und die Errichtung der Mauer. Die Besonderheit war hier, dass die Wohnhäuser auf der südlichen Seite der Straße zum Ostsektor (Bezirk Mitte) gehörten, Bürgersteig und Straße davor aber auf dem Gebiet der Westsektoren (Wedding, Französischer Sektor) lagen. Ab dem 13. August begannen die Grenztruppen mit dem Zumauern von Fenstern und Türen und dem Verbarrikadieren der Häuser. Mehrere Menschen starben nach dem Bau der Sperranlagen bei ihren Fluchtversuchen. Ida Siekmann war am 22. August 1961 das erste Todesopfer an der Mauer, sie starb nach einem Sprung aus dem Fenster. Ebenso erging es Olga Segler, mit 80 Jahren das älteste Mauer-Opfer. Sie starb am 26. September 1961 ebenfalls nach einem Sprung aus dem Fenster ihrer Wohnung. Bernd Lünser kam am 4. Oktober 1961 zu Tode, als er vom Dach sprang und das Sprungtuch der West-Berliner Feuerwehr verfehlte.

DIE ENTWICKLUNG DER BELEUCHTUNG IM GETEILTEN BERLIN



DIE SITUATION DER BERLINER GASBELEUCHTUNG 1961

Die unterschiedliche Entwicklung von West- und Ost-Berlin machte sich bereits in den 1950er Jahren deutlich bemerkbar

WEST-BERLIN

Ab den 1950er Jahren sahen die Pläne vor, den Westteil der Stadt zu einer autogerechten Stadt umzubauen. Fußgänger spielten kaum noch eine Rolle. So setzte sich allmählich der Peitschenauslegermast in Berlin durch, der schon vor dem Zweiten Weltkrieg kurioserweise von der Gasbeleuchtungstechnik entwickelt worden war. Die Elektroindustrie entwickelte dazu Langfeldleuchten. Die Konstruktion Peitschenmast und Langfeldleuchte sorgte mit ihrer tunnelartigen Wirkung für eine sehr gute Ausleuchtung der Fahrbahnen und veränderte das Stadtbild nachhaltig.



Gasreihenleuchten Typ „Bamag U13H“ am Rohrdamm im April 1957



Elektrische Beleuchtung mit Langfeldleuchten an Peitschenmasten auf der Straße des 17. Juni in Berlin-Tiergarten im Juli 1955. Bilder Sammlung Sabine Röck

DAS „SCHAUFENSTER DES WESTENS“

Auch in vielen Nebenstraßen wurde in den 1960er Jahren in großem Stil von Gas- auf Elektrobeleuchtung umgestellt. Dabei wurden die rein funktionalen E-Leuchten häufig als monoton und langweilig wahrgenommen. Doch die Elektrobeleuchtungsindustrie war ebenso wie die politischen Entscheidungsträger von der rein technischen Formsprache der Leuchten beseelt. Der starke Einsatz technisch-funktionsorientierter Straßenleuchten in West-Berlin war Ausdruck des starken Modernisierungs- und Mobilitätswillens der damaligen Zeit. West-Berlin sollte das „Schaufenster des Westens“ sein, man warb massiv für die Elektrifizierung aller Lebensbereiche und dem unbegrenzten Verbrauch von Strom. Das „trübe Licht alter Gasfunzeln“ sollte der Vergangenheit angehören, 1952 schlug Berlins Regierender

Bürgermeister Ernst Reuter (1889-1953) der Bewag vor, den Kurfürstendamm als repräsentative Geschäftsstraße mit elektrischen Leuchtstofflampen auszustatten, sie galten damals als das modernste elektrische Beleuchtungsmittel. 1955 erfolgte die Aufstellung. Die Berliner Bevölkerung war mit diesen Peitschenleuchten anfangs gar nicht einverstanden. Deshalb ließ der Senat schon ein Jahr nach der Installierung der Peitschenmaste zusätzliche Ansatzleuchten, die sogenannten „Eselsohren“ anbringen (Bild oben). Sie hatten eine länglich geschwungene Form und wurden im unteren Drittel des Mastes montiert. Beleuchtungstechnisch machten sie für Fußgänger keinen Sinn, da sie vom Trottoir abgewandt am Mast befestigt wurden. Die Zusatzleuchten verschwanden zu Beginn der 1980er Jahre, die Peitschenmasten wurden 1985 gegen historisierende Nachbauten der „Hardenberg-Leuchte“ ausgewechselt.



Der Kurfürstendamm im Jahr 1957, im Hintergrund die Ruine der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Bild Willy Pragher

MODERNISIERUNG DER GASBELEUCHTUNG

Trotz des allgemeinen Trends hin zu elektrischer Beleuchtung setzte man in West-Berlin in den 1950er Jahren auf die Beibehaltung der Gasbeleuchtung sowie deren Modernisierung. Man wollte aufgrund von Erfahrungen der Berlin-Blockade nicht komplett auf Strom setzen, zu groß war die Gefahr, dass die Elektrizitätsversorgung erneut durch die Sowjetunion und die DDR gestört werden könnte. Daher sollte auf Berlins Gas-Eigenproduktion nicht verzichtet werden. Man begann mit der Ergänzung der Gasbeleuchtung durch Verdichtung, Neuaufstellungen aber auch der Einführung moderner Gasleuchten-Typen wie der Bamag-Reihenleuchte. Sie wurde ab 1954 zu einem Markenzeichen und einem Erfolgsschlager in West-Berlin.



Unterschiedliche Gasreihenleuchten-Typen in Neu-Tempelhof. Vorn „Bamag U 13 B“ mit dem sogenannten „zweifach geknickten“ Berliner Mast, weiter hinten das Modell „U 13H“ am Standard-Auslegermast, das Modell „U13H“ setzte sich schließlich in Berlin durch; rechts Wartungsarbeiten an einer Reihenleuchte. Bilder Slg. PGL

WEIT ÜBER 45.000 GASLEUCHTEN IN WEST-BERLIN



Bündelpfeilmast mit „Bamag U7“-
Aufsatzleuchte in Neukölln. Bild unbekannt

Schnell wuchs die Zahl dieser Reihenleuchten auf 10.800 (1960). Insgesamt betrug die Zahl der Gasleuchten im Westteil Berlins 46.613 (1960), zehn Jahre zuvor waren es erst 17.999 gewesen, der Vorkriegsstand von etwa 84.000 Gasleuchten für Gesamt-Berlin wurde jedoch nach 1945 nicht mehr erreicht. Interessant ist der Vergleich zur elektrischen Beleuchtung, sie lag 1960 in West-Berlin bei 31.732 Stück. Im Jahr 1970 war die Zahl der Gasleuchten weiter angestiegen und lag nun bei 48.200 Stück. Für nicht wenige Berliner war das Licht der Gaslaternen nicht nur stadt- und heimattypisch, sondern auch ein Licht der Freiheit, weil man sich deutlich vom Stadtlicht des Ostsektors absetzte.

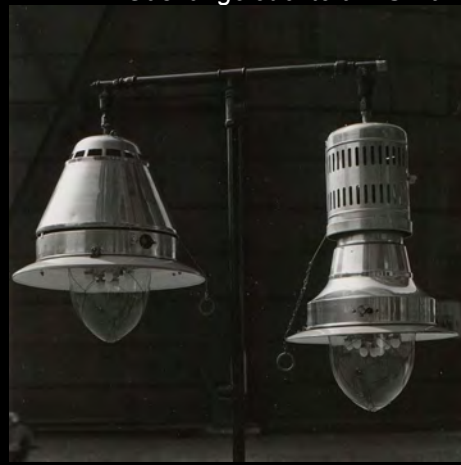
Ebenfalls ein Berliner „Kind der Nachkriegszeit“ war die vierflammige Gasaufsatzleuchte „Bamag U7“ mit dem charakteristischen wellenförmigen Dach, die bereits Ende der 1920er Jahre entwickelt worden war. Sie wurde nun flächendeckend in West-Berlin installiert und prägt seitdem zahlreiche Ortsteile. Auch die Gashängeleuchten wurden modernisiert und vielfach eingesetzt. Die Zahl der sogenannten „Schinkellaternen“ (Berliner Modelleuchte) sank dagegen, betrug aber im Jahr 1966 immerhin noch rund 6.000 Stück.

VON DER KAHLSCHLAG-
SANIERUNG ZUR BEHUT-
SAMEN STADTERNEUERUNG

In den 1970er Jahren änderte sich die Einstellung zur „Modernisierung um jeden Preis“ grundlegend, nun kam der Begriff „Straßenmöbel“ ins Spiel. Man fuhr auch einen neuen Kurs beim Städtebau. Die in den 1960er Jahren sehr oft umgesetzte Kahlschlagsanierung mit dem Abriss ganzer Viertel war nicht mehr gefragt, stattdessen setzte man vor allem gegen Ende der 1970er Jahre auf die „behutsame Stadterneuerung“, welche auch ansprechende Straßenleuchten beinhaltete. In Berlin kamen nun vermehrt historische Originale oder Nachbauten historischer Straßenleuchten zum Einsatz, sowohl bei der elektrischen als auch bei der gasbetriebenen Beleuchtung. Letztere nahm zahlenmäßig nach einigen Jahren der Dezimierung wieder zu.



Links Berliner Modelleuchte in Spandau um 1960; rechts Wartung einer
Gashängeleuchte am S-Bahnhof Reichssportfeld (1957)



Links:
In den 1960er Jahren wurden viele Gashängeleuchten erneuert. Alte Vorkriegsmodelle wurden gegen moderne Typen ausgetauscht. Die konische Dachform (links, keine Herstellerbezeichnung bekannt) sollte die zylindrische Form wie rechts BAMAG A11 ablösen, konnte sich aber letztlich nicht durchsetzen.

Bildquellen unbekannt/Archiv
ProGaslicht

OST-BERLIN

Im Ostteil Berlins war die Ausgangssituation nach dem Zweiten Weltkrieg im Gegensatz zum Westteil der Stadt deutlich schlechter. Die eingeführte Planwirtschaft schuf systembedingte Defizite, die Produktionsmöglichkeiten für Beleuchtungsanlagen war durch andauernden Materialmangel und der ständigen Abwanderung von qualifizierten Arbeitskräften empfindlich gestört. Dazu kam eine diktatorisch-bürokratische und stalinistische Verwaltung unter Führung der SED. Staatliche Zuschüsse oder Aufbauhilfen gab es ebenfalls nicht. So behalf man sich bei der Straßenbeleuchtung mit der Aufarbeitung des Vorkriegsmaterials. Zwischen 1950 und 1955 wurden rund 10.000 Gasleuchten instandgesetzt. Gleichzeitig wurden aber auch viele kulturhistorisch wertvolle elektrische und gasbetriebene Leuchten demontiert und verschrottet.



Vierflammige Graetzin-Gashängeleuchten an Manfey-Stahlmasten am Kraftwerk Klingenberg in Berlin-Rummelsburg (1957). Bild Dt. Fotothek Hauptkatalog. 0134656

Die Gasbeleuchtung in Ost-Berlin stützte sich nach 1945 im Wesentlichen zunächst auf die Berliner Modelleuchte („Schinkellaterne“). Auch waren zahlreiche Gashängeleuchten im Einsatz. Die vor dem Krieg vor allem im Stadtzentrum präsenste Pressgasbeleuchtung wurde noch einige Jahre betrieben, zu Beginn der 1960er Jahre aber stillgelegt.

Ebenfalls in den 1950er Jahren kamen in Ost-Berlin mehrflammige Gasaufsatz- und Gashängeleuchten zu Einsatz, Hersteller war die Firma VEB Leuchtenbau Leipzig, die Formen dieser Leuchten knüpften an klassische Gasleuchtenmodelle der 1920er Jahre an. Eine Besonderheit waren die Dächer aus Bakelit.

ABGRENZUNG ZUM WESTEN

Es lag im Selbstverständnis der DDR, dass man den Ostsektor der alten Reichshauptstadt nun als „Hauptstadt der DDR“ ansah. Doch erst in den späten 1950er Jahren investierte die Regierung viel Geld in die Gestaltung der alten historischen Mitte, aber auch in die lichttechnische Weiterentwicklung der Straßenbeleuchtung. Aufgrund eines Staatsratsbeschlusses war vorgesehen, die Gasstraßenbeleuchtung sukzessive abzureißen, schon in den 1950er Jahren war man in Ost-Berlin kaum noch in der Lage, die Gasleuchten fachgerecht zu modernisieren. Es fehlte an finanziellen Mitteln, Personal, Material und know-how.

Schon bald spielten aber auch ideologische Gründe eine entscheidende Rolle. Elektrische Beleuchtung galt als modern und fortschrittlich. Nun wollte man sich gegenüber dem Westteil Berlins scharf abgrenzen, denn in den Westsektoren hatte man ab 1950 auch auf die Verbesserung und Erweiterung des Gaslichtnetzes gesetzt. Mit der flächendeckenden Elektrifizierung wollte man in Ost-Berlin verdeutlichen, dass das sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftssystem dem westlichen Kapitalismus überlegen war.



Berliner Modelleuchten und Gasaufsatzleuchten („Leistner“, VEB Leuchtenbau Leipzig) in der Choriner Straße in Berlin-Prenzlauer Berg (um 1955)

Auch für die alten Leuchtenformen aus der Zeit vor 1945 war im sozialistischen Ost-Berlin kein Platz mehr, bereits in den 1950er Jahren konstruierte man Leuchten und Maste mit moderner Gestaltung. Bevorzugter Werkstoff war Beton, da Stahl kaum zur Verfügung stand. Selbst Peitschenmaste für elektrische Leuchten wurden aus Beton hergestellt. Ab 1951/52 wurden Betonmaste mit achteckigem Querschnitt produziert, diese wurden zu Standardträgern diverser Leuchten. Als bevorzugtes Leuchtmittel wurden Quecksilberdampflampen (HQL) verwendet. Die Beleuchtung mit Natriumdampfhochdrucklampen kam erst ab 1973 auf.

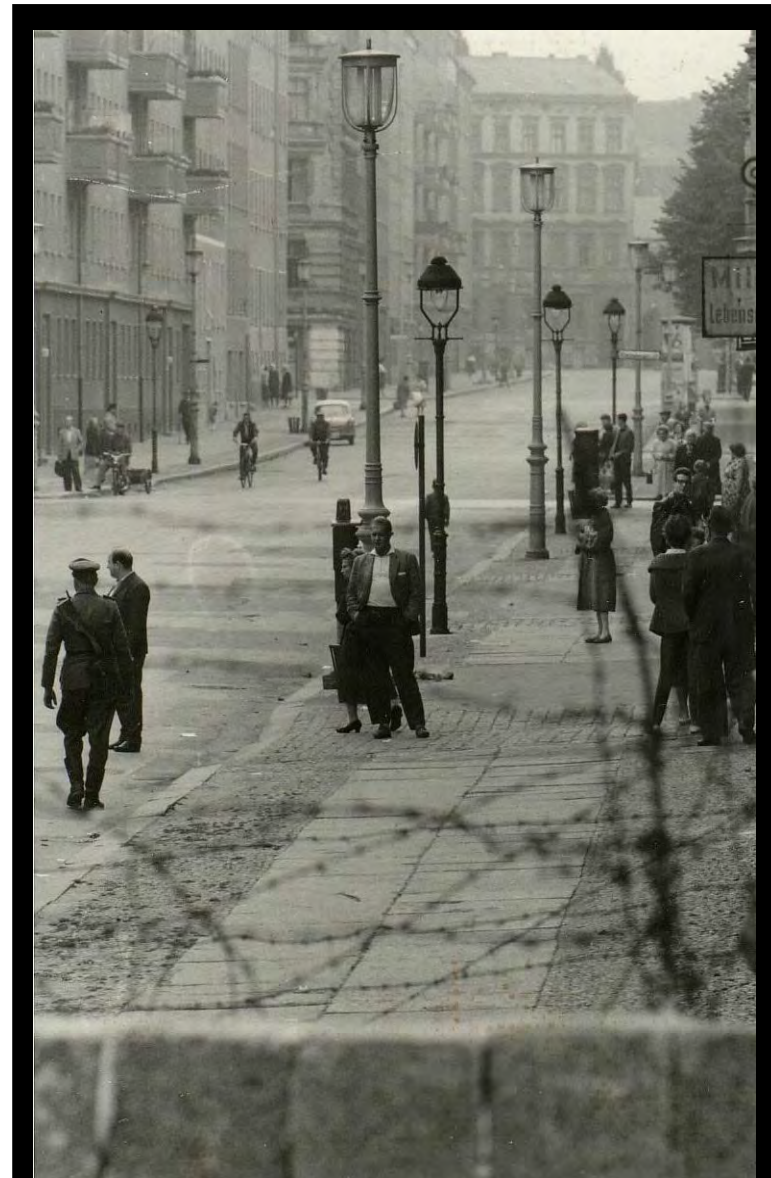
NUR NOCH ELEKTRISCH

Die (Ost-Berliner) „BZ am Abend“ schrieb am 24. März 1960 unter der Überschrift „Die Lichter der Großstadt“ einen ziemlich bezeichnenden Text: „Die Straßenbeleuchtung in Berlin (als Gesamtstadt) ist nicht harmonisch gewachsen. Dafür sorgte der unerbittliche Konkurrenzkampf zwischen Bewag und Gasag (von West-Berlin) in der Vergangenheit. In Westberlin findet er heute seine Fortsetzung. Über die moderne Regel „Mit Strom Licht erzeugen“, aber niemals mit „Gas“ setzt man sich einfach hinweg. An Stahlmasten wurden so in jüngster Zeit Gasleuchten montiert. Für das demokratische Berlin (Ost-Berlin) liegt jetzt eine klare Konzeption für die künftige Straßenbeleuchtung vor, die sich natürlich nur auf die moderne elektrische Lichttechnik stützt.“



Berlin-Prenzlauer Berg in den 1980er Jahren. Kein Gaslicht mehr, dafür RSL-Leuchten auf Betonmasten, typisch für die gesamte DDR. Bildquelle unbekannt/Archiv PGL

Zur stadtbildprägenden Leuchte wurde ab etwa 1960 eine elektrische Leuchte mit nach unten offener Ringglasform („RSL“). Dieses Modell war die Weiterentwicklung einer 1951/52 entwickelten und um 1956 modifizierten „Vier-Spangen-Leuchte“ oder auch „Kelchleuchte“. Vorzugsweise wurde sie auf Betonmasten installiert. Die Leuchte war in der gesamten DDR verbreitet.



Während des Mauerbaus 1961 werden in der Wolliner Straße in Berlin-Mitte die Gasaufsatzleuchten („Leistner“) durch elektrische „Kelchleuchten“ ersetzt. Bildquelle unbekannt/Archiv ProGaslicht

Ebenso prägend für die DDR waren die mandolinen- und schiff förmigen elektrischen Ansatzleuchten („Bassgeige“) an hohen Auslegermasten, die auf Hauptstraßen installiert wurden. Bekannt sind diese Leuchten aber auch von den DDR-Grenzanlagen.

NACH DEM BAU DER MAUER BEGANN DER ABRISS DER GASBELEUCHTUNG

Im Jahr des Mauerbaus betrug die Zahl der Gasleuchten in Ost-Berlin 26.385 Stück. Dem gegenüber standen rund 21.000 elektrische Leuchten. Die Zahl der Gasleuchten sank bis 1965 auf 21.855 und 1969 auf 19.595 Gasleuchten. Im Bezirk Mitte wurden 1967 die letzten Gasleuchten entfernt. Ein Perspektivplan aus dem Jahr 1969 sah die Demontage von 2.000 Gasleuchten pro Jahr vor, als ersten Bezirk nahm man sich 1971 Prenzlauer Berg vor. 1977 beschloss der Ost-Berliner Magistrat den kompletten Abriss der Gasbeleuchtung, auch im Hinblick auf die Erdgasumstellung Ende der 1970er Jahre. Man war der Meinung, dass die Gasleuchten „praktisch nicht auf Erdgas umstellbar seien“. Ganz schaffte man den kompletten Abriss nicht, etwa 1.200 Gasleuchten überlebten die Wende. Bis auf einen winzigen Rest werden sie aber wohl den rot-rot-grünen Berliner Senat nicht überleben.

Quelle: Berliner Außenraumleuchten, Dissertation Sabine Röck, Berlin (2001)

Bettina Raetzer-Grimm

**GALERIE
WEST I**

**BERLINER IMPRESSIONEN
ZWISCHEN 1950 UND 1965**



Links: neunflammige BAMAG-Gashängeleuchte A11 in Berlin-Kreuzberg im Jahr 1955, BAMAG-Stahlmast, dazu trostlose Kriegsruinen; rechts BAMAG-Gashängeleuchte an einem von Graetzin angebotenen Stahlwandarm (Hersteller vermutlich Manfey) am S-Bahnhof Jungfernheide

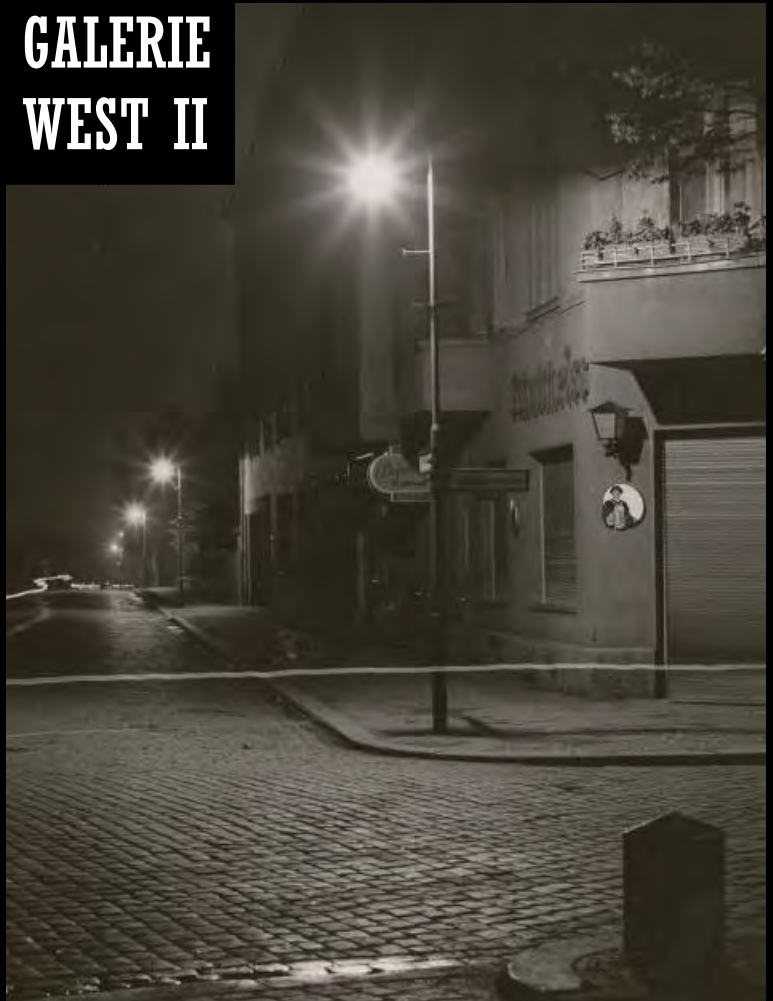


Oben in Kreuzberg: Blick von der Kreuzung Reichenberger Straße in die Ohlauer Straße (Ende der 1950er Jahre), hier wurden Gasreihenleuchten aufgestellt. Im Hintergrund der später abgerissene Görlitzer Bahnhof; unten die Sellerstraße/Ecke Müllerstraße in Wedding um 1962 mit unterschiedlichen Gasaufsatzleuchten (Bamag U7 und Graetzin)





GALERIE WEST II



Oben links: Großflächenleuchte auf hohem Stahlmast auf der Kaiser-Friedrich-Straße in Charlottenburg (1959). Die von der GASAG offenbar als Einzelstück gebaute Leuchte war mit vier Gasreihenbrennern ausgestattet; rechts oben Gas-hängeleuchten in der Industriestraße, Tempelhof (1955); unten Gasreihenleuchte auf einem Stahlmast mit Kurzausleger (Sonderbaumform) in der Marienfelder Allee vor dem Notaufnahmelager für DDR-Flüchtlinge (1960). Der kurze Auslegermast wurde vermutlich entwickelt, um ihn wie hier an Straßen mit Obus-Betrieb einzusetzen. Die Gasreihenleuchte sollte vom Fahrdraht ausreichend entfernt sein. Obusse fuhren im Westteil Berlins von 1935 bis 1965, im Marienfelde z.B. die Linie A32.

Bildquellen unbekannt/Archiv PGL

GALERIE WEST III



Links: Der Klausenerplatz in Charlottenburg um 1960. Dreiarmiger Gaskandelaber mit Modellleuchten, diese sind mit leicht mattiertem Glas ausgestattet, was sich bei der Gasbeleuchtung jedoch nicht durchsetzte; rechts die Kochstraße in Kreuzberg, ein ursprünglich für Pressgas konstruierter Kandelaber mit Gashängeleuchte, Entwurf der GASAG von 1906, Hersteller Lauchhammer (1960).



Nochmals die Großflächenleuchte in Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straße (Vergleichsfoto Seite 32), die Lichtwirkung scheint sehr groß zu sein, dazu weitere Gasreihenleuchten Typ Bamag U13H. Bildquellen unbekannt/Archiv PGL

GALERIE OST I



Links Berlin-Mitte, Max-Beer-Straße/Ecke Linienstraße, Stahlmast mit angewinkelter Ausleger und neunflammiger MEWA-Gashängeleuchte (DDR-Produktion), hinten eine Leistner-Gasaufsatzleuchte (1955); rechts Berlin-Friedrichshain, Tilsiter Straße Ecke Auerstraße mit einem Bündelpfeiler und einer Ehrich und Graetz-Aufsatzleuchte Nr. 1762 (1950); unten MEWA-Gashängeleuchte in Berlin-Marzahn, Lenin-Allee Ecke Bruno-Baum-Straße (vermutl. 1960er Jahre), der Stahlmast mit gusseisernem Sockel vermutlich von Osenberg, 1920er Jahre; rechts Berlin-Hohenschönhausen, Lichtenberger Straße. Eine kuriose Zusammenstellung – eine Leistner-Gasaufsatzleuchte auf einem sogenannten Victoria-Gusskandelaber, ursprünglich Friedrich-Siemens-Kandelaber, Entwurf von 1881, Hersteller Lauchhammer (vermutlich 1960er Jahre).



GALERIE OST II



Berlin-Baumschulenweg
Baumschulenstraße, Ecke Köp, Landstraße

Zahlreiche neunflämmige Gashängeleuchten an Stahlmasten in Berlin-Baumschulenweg (um 1960), Leuchten von Graetzin oder Hirschhorn, Maste von Manfey. Postkarte/Sammlung ProGaslicht



Links: Gasbeleuchtung am S-Bahnhof Berlin-Lichtenberg im Februar 1965 mit damals typischen Leistner-Gasaufsatzleuchten. Obus Linie A37 steht abfahrbereit nach Berlin-Marzahn/Kirche. Bild Bundesarchiv 183 D0223-014-001; rechts in der Invalidenstraße/Ecke Gartenstraße (Berlin-Mitte, um 1965), hinter der vorderen Graetzin-Gashängeleuchte, die an einem „Großen Bischofsstab“-Mast montiert ist, kann man die Versöhnungskirche an der Bernauer Straße erkennen. Die „Großen Bischofsstäbe“ waren in Berlin-Mitte weit verbreitet. Die ursprünglich für Pressgas produzierten Kandelaber tragen noch die weiß-fluoreszierende Farbe, die während des 2. Weltkrieges verwendet wurde. Bild Kelet.

GALERIE OST III



Großes Bild: Die Eberswalder Straße in Prenzlauer Berg. Sie ist sozusagen die Fortsetzung der Bernauer Straße. Hier befand sich die Sektorengrenze. Nach dem Bau der Sperranlagen wurde auf der Westseite eine bei vielen Berlin-Besuchern bekannte Aussichtsplattform errichtet. Auf der Ostseite wurde eine Endstelle für mehrere Straßenbahnlinien eingerichtet. Die „toten“ Gleise im Vordergrund führten einst weiter zur Bernauer Straße in Berlin-Gesundbrunnen. Mit großen Tafeln und Losungen betrieb man politische Propaganda. In den 1960er Jahren standen hier überall Gashängeleuchten. Sie wurden aber bald gegen überdimensionale elektrische Leuchten („Bassgeigen“) ersetzt. Rechts eine von damals zahlreichen Leistner-Gasaufsatzleuchten auf einem Betonkandelaber in Berlin-Johannisthal, Ellernweg (1960).



Links: Weit draußen im Osten Berlins lag Marzahn, damals noch ein Dorf. Erst später wurde daraus der Bezirk Marzahn, ab 1977 begann man mit dem Bau neuer Straßen und Wohnblöcke, die bekannten „Plattenbauten“ entstanden. Um 1960 verkehrte hier ein Obus mit Anhänger, für Licht sorgten Leistner Gasaufsatzleuchten, hier auf einem Bündelpfeilmast. Linie A37 verband den Bahnhof Lichtenberg mit Marzahn. Oberleitungsbusse (Obusse) fuhren in Ost-Berlin von 1951 bis 1973. Rechts Mewa-Gashängeleuchte mit dem „Kleinen Köpenicker Galgen“ am S-Bahnhof Berlin-Rahnsdorf um 1962. Bildquellen unbekannt

BERLINER MAUER 1961 - 1989



MEHR ZUM THEMA AUCH IM ZÜNDFUNKEN - AUSGABE NR. 87 - „30 JAHRE MAUERFALL“





LIBERTÉ, EGALITÉ, DEKOLLETÉ ...

Ick hab ja schon lange abgeschlossen mit meena alten Liebe Berlin. Dort föhl ick mir einfach nich mehr wohl. Ur-Berlina wie icke sind inzwischen fast ausjestorben und dit neu zujezoorene Volk jefällt mir meistens übahaupt nich. Und inzwischen wundre ick mir ooch nich mehr über Schlaachzeilen, die hier die Runde machen. So wie neulich, als ick von eenem Polizeieinsatz jelesen hatte. Wat war passiert? Ne junge Französin, die in Berlin lebt, sonnte sich anne Kinderplansche. Oben ohne, also barbusisch. O la la...Damit löste se nen Polizeieinsatz aus. Erst kamen Hilfsscheriffs, wohl vom Bezirksamt, und meinten, sie solle sich wat anziehen, ihre nackten Brüste würden stören. Sie wollte aba nich, schließlich würden ja ooch überall Männa mit nacktem Obakörpa rumloofen. Doch Frau darf dit wohl nich, so die strammen Sicherheitsfuzzis. Tenor: Sie habe mit ihre nackschen Brüste eine „grobe ungehörige Handlung bejangen, die die Alljemeinheit belästigen könne“. Dit würde in Paragraf 118 von sonem Du-Du-Jesetz drinstehen. Dann hamse die Pollente jerufen. Die Frau aus Frankreich bekam nen Platzverweis. Ein Knaller war dann noch, dass der Platzwart meente, zu den Besuchern anne Plansche jehörten ooch Familjen „aus anderen kulturellen Kreisen“, dem müsse man „Rechnung tragen“. Ick gloobe, jeda wees, wer damit jemeint is. Nach dem unjeheualichen Vorfall jabts dann später noch ne Solidaritätsdemo unta dem Motto: „Nippel frei für alle!“ Wenn Männa oben ohne rumlaatschen könnten, dann werden sich Frauensleute ja ooch noch ihr Dekolltee sonnen dürfen.

Paar Taache später jabts wieda nen ähnlichen Vorfall, diesmal wars ein Dreijähriger, der mit Opa anne Plansche war. Als der Enkel zweemal beim Herumplansen seine Unterbuchse nass machte, ließ ihn der Opa unten ohne durch das Wasser toben. Dit normalste vonne Welt? Nich in Berlin! Ne Trulla vom Ordnungsdienst kam und ordnete an, der Kleene müsse ne Hose anziehen, nacksch jinge ich, da könnten sich ja Kindaschända anjezooren föhlen. Sonst müsste Opa mit dem Jör die Plasche valassen. Darauf nahm Opa seinen Enkel und ging heeme. Später entschuldichte sich dit Bezirksamt und sprach vonne Übareaktzjon der Sichheitsfirma. Wat soll man nu dazu saaren? Die ach so lockere Welt inne Hauptstadt scheint dann doch nicht so locka zu sein. Stattdessen wird es spießiga und prüda. Muff in allen Ecken!



Schade, früha hieß et ja mal, in Berlin kann jeda nach seena Fassong seelich werden. Dit scheint jetze wohl nicht mehr zu stimmen. Innen Hauptstadt is nüscht mehr locka. Mit die ville Neuzügla – von Schwaben bis zum Orient – jeht dit typische Berlin valoren. Ooch der berühmte Witz, der nur aussem Berlina Dialekt entstehen konnte. Wie den hier: „Kennen Se eenen Satz mit Konzert und Feldmütze?“ – Die Lösung: „Kohn zertt seine Olle durch’n Saal und fällt mit se.“ Oder ein Satz mit „Libanon“: „Quatsch nich, jieß ma lieba no’n Bier ein.“ Für die Jaslatüchten-Fans ooch eenen, ein Satz mit Kandelaber: „Ick kann de Laberwurscht nich mehr seh’n!“ Wobei man in Berlin eijentlich Leberwurst saacht.

Wie findense denn eijentlich unsre Kanzlakandidaten, ...datin, ...datierenden...? Ick wees nich, ob die Schwarzen juut beraten war’n mit olle Laschet. Der kommt einfach nich inne Puschen, im Netz wird er als Witzfijur abgestempelt. Ville halten den Mann, der ja eijentlich ganz nett is, für wenich kompetent. Und er tut ooch nüscht gejen sein schwachet Immetsch.

Und olle Baerbock? Die hat ooch zuerst schwach anjefangen und dann stark nachjelassen. Erst den Lebenslauf hochjepuscht und uff dicke Hose jemacht, dann irjendwelche Jelder kassiert, übaflüssje Bücha vaöffentlicht, die aber andre

jeschrieben ham und ooch sonst jeistich nich ganz uffte Höhe. Sie wohnt zwar bei mich fast umme Ecke, also in Brandenburch, doch wo der Odabruch is, wusste se neulich bei nem Interfjuh nich. Wenich schmeichelhaft. Bleibt noch der Fischkopp aussem hohen Norden. Der Scholz-Olaf. Der macht jetze mächtig Meta und is beliebt, man traut ihm den Kanzla ooch zu. Trotz – ick saach mal – Erinnerungslücken bei die Jeschichte ummen Finanzskandal von Weierkard. Die Sozis ham ooch uffheholt bei die Umfraaren, aber wohl hauptsächlich deshalb, weil die zwei Parteioberen Borjans und Eskens abjetaucht sind. Vor allem der Letztjenannten willste ja nich mal im Mondschein bejeechnen. Nebelkrähenalarm. Ick bin mal jespant, wie dit allet im Septemba ausjeht. Eins ist sicha: Mutti isch over! Nu hab ick zum Schluss noch nen Kalauer zur CDU, eine Ähnlichkeit mit nem Songtext von olle Mike Krüger is durchaus jewollt: „Sie müssen erst den Söder durch den Laschet zieh’n und mit der kleenen Merkel ganz nach oben dreh’n, dann erscheint sofort ein Spahn und dann drücken sie dann drauf und schon nimmt das Drama seinen Lauf ...“

In diesem Sinne – noch einen schönen Sommer. Bleibn’ se optimistisch!

Ihr Graf Koks von der Gasanstalt

BERLIN - ICK HAB' DIR MAL JELIEBT

Eine Reise zu verwunschenen Orten Berlins - Gaslicht inklusive

Es gibt sie tatsächlich. Liebenswerte, schnuckelige Orte, Straßen, Plätze, Anlagen – in der deutschen Hauptstadt, die ihr Flair bewahrt haben. Und wo Gaslaternen für eine tolle Atmosphäre sorgen. Doch wer weiß, wie lange? Heute geht es in den Bezirk Tempelhof-Schöneberg.

DAS ALTE DORF SCHÖNEBERG

Schöneberg, dieser geschichtsträchtige Bezirk oder auch Stadtteil Berlins, ist vielen bekannt. Nicht zuletzt durch Liedgut, das zum Gassenhauer wurde. Walter Elimar Kollo (eigentlich Walter Elimar Kollodzieyski, geboren 1878 in Neidenburg/Ostpreußen und gestorben 1940 in Berlin) war ein deutscher Komponist, der überwiegend Operetten und Stücke der „leichten Muse“ schrieb, so auch das Lied „Das war in Schöneberg“, es stammt aus der Operette „Wie einst im Mai“. Diese Berliner Operette, eine Posse mit Musik in vier Bildern, in der es um Liebe und Standesdünkel geht, um die Geschichte zweier Berliner Familien zwischen 1838 und 1913, hat viele bekannte Lieder mit Berlin-Bezug hervorgebracht, die vor allem der älteren Generation noch gut bekannt sind: „Die Männer sind alle Verbrecher“, „Untern Linden, Untern Linden“, „Es geht doch nischt, nischt, nischt über Berlin“ – und „Das war in Schöneberg, im Monat Mai“.

In seiner Autobiographie „Die Kunst, das Leben und alles andere“ beschreibt der berühmte Tenor und Walter-Kollo-Enkel, René Kollo, wie in der Wohnung des Komponisten in der Potsdamer Straße, wo Claire Waldoff, Otto Reutter und Heinrich Zille verkehrten, der spätere Gassenhauer zu Papier gebracht wurde. Besonders nett singt Marlene Dietrich „Das war in Schöneberg“. Nachzuhören ist die Version der Diva in einer Aufnahme aus dem Jahr 1964 auf Youtube. Zum Mitpfeifen: "Das war in Schöneberg" aus der Kollo-Operette "Wie einst im Mai".

DIE SCHÖNEBERG-HYMNE

Die Musik dazu schrieb Walter Kollo für zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Klarinetten, zwei Fagotte, vier Hörner, zwei Trompeten, drei Posaunen, eine Harfe, Schlagwerk und Streicher sowie für Singstimmen. „Wie einst im Mai“ wurde ein Knaller. Das Libretto verfassten Rudolph Schanzer und Rudolf Bernauer. Der schrieb den Text der „Schöneberg-Hymne“, ein wehmutsvoller Blick zurück auf glückliche Kindertage, auf eine Zeit, die leider vergangen ist.

Sie. REFRAIN.
 Sie: Kei - ner hat uns zu - ge - sehn Endrum war's grad' so schön.
 Beide: Und mit trau - ri - gem Ge - müt singt Ma - ma das Lied: } Das war in Schö - ne - berg
 im Mo - nat Mai, ein klei - nes Mä - del - chen war auch da - bei.
 Das hat den Bu - ben oft und gern' ge - küßt wie das in
 Schö - ne - berg so üb - lich ist.

Der Anfang geht so: „Das war in Schöneberg/Im Monat Mai./Ein kleines Mädelchen/war auch dabei./Das hat den Buben oft/Und gern geküsst/Wie das in Schöneberg/So üblich ist.“ Man möchte an dieser Stelle gar nicht wissen, welche Empörungstürme heute durch die sogenannten sozialen Medien brausen, weil sich vom Text vielleicht irgendjemand beleidigen fühlen könnte.



Oben Briefmarke der Deutschen Bundespost Berlin von 1978; unten vermutlich die Originalvorlage. Zu erkennen ist, dass schon damals die Zigarette in der linken Hand heraus („politisch korrekt“) retuschiert wurde. Bild unten Kreisgemeinschaft Neidenburg

Obwohl Schöneberg durch Kollos Lieder geradezu berühmt wurde, zählte dieser Stadtbezirk nicht unbedingt zu den begehrtesten in Berlin, weder bei Einheimischen noch bei Besuchern. Geschichtlich gesehen sollte Schöneberg vor allem in der Nachkriegszeit eine außerordentlich wichtige Rolle spielen.

WEST-BERLINS POLITISCHES ZENTRUM



Das von 1911-1914 gebaute Rathaus Schöneberg vom Rudolph-Wilde-Park aus gesehen. Bild Lienhard Schulz

In Schöneberg lag bis zur Wende 1989/90 das alte politische Zentrum von West-Berlin. Vom Rathaus Schöneberg, dem Dienstsitz des Regierenden Bürgermeisters von Berlin (den Westsektoren), regierte man die eingemauerte Halbstadt. Hier sorgten von 1949 bis 1991 berühmte Stadtoberhäupter wie Ernst Reuter (1889-1953), Klaus Schütz (1926-2012), Richard von Weizsäcker (1920-2015), Willy Brandt (1913-1992) und andere „Regierende“ dafür, dass das Leben im Westen Berlins funktionierte. Auch das Berliner Abgeordnetenhaus hatte von 1949 bis 1993 hier seinen Sitz. Danach war das Rathaus Schöneberg Sitz des Bezirksbürgermeisters von Schöneberg, ab 2001 von Tempelhof-Schöneberg.

Viele bekannte Veranstaltungen fanden vor dem Rathaus statt, die legendärste war sicherlich der Besuch des US-Präsidenten John F. Kennedy in Berlin am 26. Juni 1963. Die Rede Kennedys vor einer ungeheuer großen Menschenmenge endete mit den Worten „Ich bin ein Berliner“. Südwestlich des Rathauses schließt sich der Rudolph-Wilde-Park – der 1911 angelegte frühere Stadtpark – an. Eine schmucke Grünanlage im Stil eines Kurparks. Einen Spaziergang sollte man sich nicht entgehen lassen. Der langgestreckte Park mit Tal-Charakter zieht sich

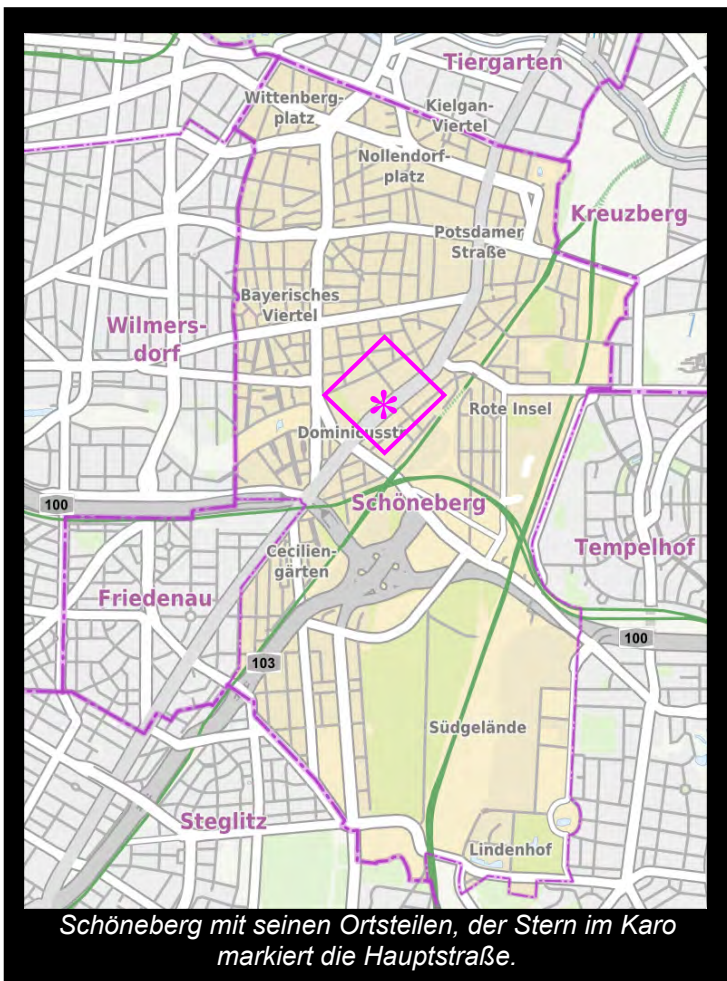
über 650 Meter nach Westen und geht in den Volkspark Wilmersdorf über. Beachtenswert sind die denkmalgeschützten Bauten Carl-Zuckmayer-Brücke mit ihren Figuren und Vasen, der 1908-1910 errichtete oberirdische U-Bahnhof Schöneberg und der Hirschbrunnen. Der Park wurde auf morastigem Untergrund errichtet, was bis heute zu erkennen ist.



Der oberirdische U-Bahnhof Schöneberg im Stil eines Kurpavillons, die Laternen auf dem Bild sind leider nicht mit Gasbetrieb. Der U-Bahnhof gilt als einer der schönsten Berlins. Links der Turm des Schöneberger Rathauses. Bild IngolfBLN

PREUSSENS ERSTE GEPFLASTERTE STRASSE

Wir schauen heute auf den alten Dorfkern Schönebergs, der inzwischen kaum noch auszumachen ist. Ursprünglich war die Hauptstraße die zentrale Dorfstraße des mittelalterlichen Dorfes Schöneberg, seit Mitte des 18. Jahrhunderts auch die des nördlich anschließenden Dorfes Neu-Schöneberg, einer Ansiedlung böhmischer Zuwanderer. Die Berlin-Potsdamer Chaussee, die erste gepflasterte Chaussee (Landstraße) Preußens, 1792 eröffnet, führte u. a. über die Hauptstraße von Berlin nach Potsdam. Später wurde diese Landstraße Teil der Reichsstraße 1 bzw. – nach Gründung der Bundesrepublik 1949 – der Bundesstraße 1. Heute bildet die rund 2,4 Kilometer lange Straße als Verlängerung der Potsdamer Straße eine wichtige Verbindung von der historischen Mitte Berlins zu den im Bezirk Steglitz-Zehlendorf liegenden südwestlichen Ortsteilen Berlins. In den Gründerjahren hieß die Verbindung zwischen den damals noch selbstständigen Gemeinden Friedenau und Schöneberg Friedenauer Straße. Ein Teil davon wurde Ende der 1890er Jahre in ‚Hauptstraße‘ umbenannt. Das zwischen Innsbrucker Platz und Rheinstraße verbliebene Stück folgte erst 1907/08.



Schöneberg mit seinen Ortsteilen, der Stern im Karo markiert die Hauptstraße.



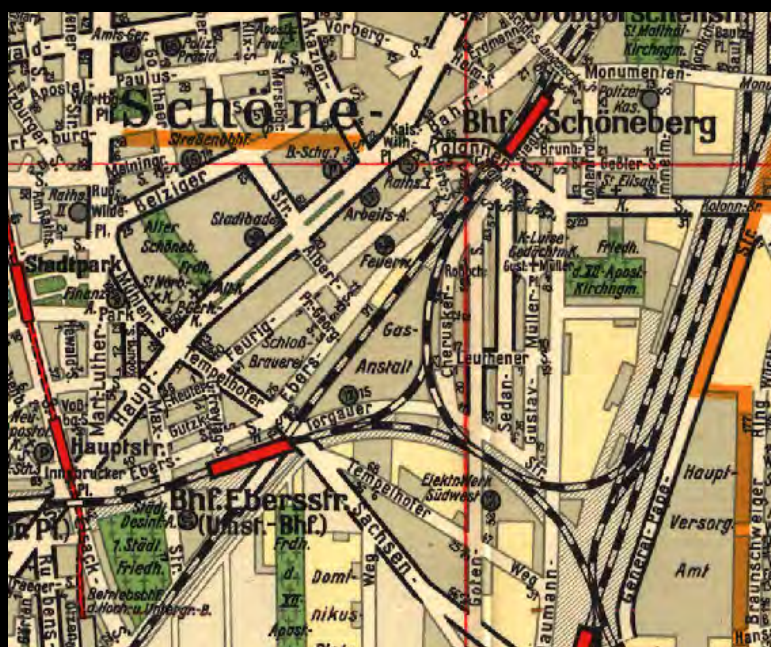
Der Kaiser-Wilhelm-Platz um 1908. Bildquelle unbek./Slg. PGL

DER KAISER-WILHELM-PLATZ DARF NICHT MEHR SO HEISSEN

Die Hauptstraße führt von der Potsdamer Straße über den Kaiser-Wilhelm-Platz, verläuft weiter durch den ursprünglichen Ortskern von Schöneberg, kreuzt die Dominicusstraße und erreicht am Innsbrucker Platz den Ortsteil Friedenau, von wo aus sie bis zum Breslauer Platz führt. Die Benennung des Platzes erfolgte nach Kaiser Wilhelm I., da sich auf dem Platz ein Denkmal für ihn befand. Die um den Platz herum im Gründerzeitstil errichteten Miethäuser trugen zunächst die Adressen der anliegenden Straßen, erhielten nach 1892 den Zusatz „Am Kaiser-Wilhelm-Platz“ und eine entsprechende Nummerierung als Postadresse. Die Häuser Kaiser-Wilhelm-Platz 1–5 wurden im Zweiten Weltkrieg kaum beschädigt. Der Name des Platzes hatte bis vor kurzem Bestand, inzwischen beschloss die Bezirksverordnetenversammlung, ihn in „Richard-von-Weizsäcker-Platz“ umzubenennen. Auf der Höhe des Kaiser-Wilhelm-Platzes befand sich früher die Grenze zwischen Alt- und Neu-Schöneberg.

ALT-SCHÖNEBERG

Das ehemalige Dorf Alt-Schöneberg befindet sich im Bereich der Hauptstraße zwischen der Dominicusstraße und der Akazienstraße. Urkundlich erwähnt wurde Schöneberg erstmals am 3. November 1264. Der kleine Ort lag verkehrsgünstig zwischen Berlin und Potsdam. Von



Planausschnitt vom Ortskern Schöneberg (vor 1945). In Bildmitte das Gelände des Gaswerks Schöneberg

der dörflichen Struktur ist heute kaum noch etwas zu erkennen. Ein Relikt gibt es noch, die alte Dorfkirche. Sie ist die älteste Kirche in Schöneberg und steht auf einer Erhöhung am ehemaligen Dorfanger an der heutigen Hauptstraße. Einen "schönen Berg" sucht man in Alt-Schöneberg übrigens vergeblich; vermutlich handelt es sich um einen während der Hochmittelalterlichen Ostsiedlung um 1000 n.Chr. üblichen Wunschnamen, um neue Siedler anzulocken.



Die Dorfkirche Schöneberg. Bild Dirk Ingo Franke

Nach der Reichsgründung im Jahr 1871 stieg die Einwohnerzahl Schönebergs rasant an: 1871 waren es 4.555, im Jahr 1900 bereits 95.998 und im Jahr 1919 – kurz vor der Bildung von „Groß-Berlin“ – schon 175.093 Einwohner. Viele der ehemaligen Schöneberger Bauern wurden reich, indem sie ihre Felder in begehrtes Bauland umwandelten und verkauften. Man nannte sie die „Millionenbauern“. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde so aus einem märkischen Dorf eine Großstadt.

Bereits am 1. April 1898 bekam Schöneberg die lang ersehnten Stadtrechte verliehen. Exakt ein Jahr später schied es als Stadtkreis aus dem Landkreis Teltow aus. 1898 wurde Rudolph Wilde Bürgermeister (seit 1902 Oberbürgermeister). Unter Wilde gab es erste Planungen für den Bau des Schöneberger Rathauses auf der trockenen Fläche des Mühlenberges neben einem sumpfigen Fenn, das einige Jahre zuvor trockengelegt und zum „Stadtspark“ umgestaltet wurde. Zur Trockenlegung verwendeten die Ingenieure den Aushub aus den Baugruben der Schöneberger U-Bahn. Sie verlief als erste kommunale U-Bahn überhaupt mit fünf Stationen zwischen Nollendorf- und Innsbrucker Platz. Damit war Schöneberg nach Berlin die zweite Stadt in Deutschland mit einer U-Bahn. Die U-

Bahn sollte die rasant wachsende Stadt und das gezielt für ein großbürgerliches Publikum konzipierte Bayerische Viertel vernetzen und die Attraktivität Schönebergs erhöhen. Sie wurde im Todesjahr Wildes 1910 fertiggestellt. Unter Wildes Nachfolger Alexander Dominicus kam 1914 der Rathausbau zum Abschluss, nachdem bereits zwei Jahre zuvor der Stadtspark fertiggestellt war. Der Rathausvorplatz bekam den Namen Rudolph-Wilde-Platz. Am 25. November 1963 – drei Tage nach der Ermordung Kennedys – wurde der Platz in John-F.-Kennedy-Platz umbenannt.

DIE DORFKIRCHE ALS MITTELPUNKT

Den Gewohnheiten der Zuzügler entsprechend war es üblich, möglichst bald eine Dorfkirche zu errichten, wegen der großen Kosten zunächst nur aus Holz. Über diesen hölzernen Kirchenbau ist nichts bekannt, auch nicht über den Zeitpunkt, wann er durch einen Steinbau (vermutlich eine Feldsteinkirche) ersetzt wurde und wie er aussah. Er wurde 1544 durch Brand zerstört und entweder wieder aufgebaut oder durch einen Neubau ersetzt, von dem man nur weiß, dass sein Mauerwerk aus Feldsteinen bestand, von denen noch Reste im Backsteinmauerwerk der heutigen Dorfkirche auffindbar sind. 1760 wurde auch diese Kirche im Siebenjährigen Krieg zerstört. Aus zeitgenössischen Plänen lässt sich ersehen, dass die Kirchen nach den Zerstörungen in den Jahren 1544 und 1760 stets an derselben Stelle neu errichtet worden sind. Nach dem Siebenjährigen Krieg erfolgte der Neubau der Kirche in den Jahren 1764 bis 1766 in barocken Formen. Im Zweiten Weltkrieg brannte die Kirche aus. In den Jahren 1953 bis 1955 wurde die Kirche äußerlich in alter Form erneuert.

VOM FRÜHEREN STRASSENBAHNDEPOT ZUM ALTEN KIRCHHOF

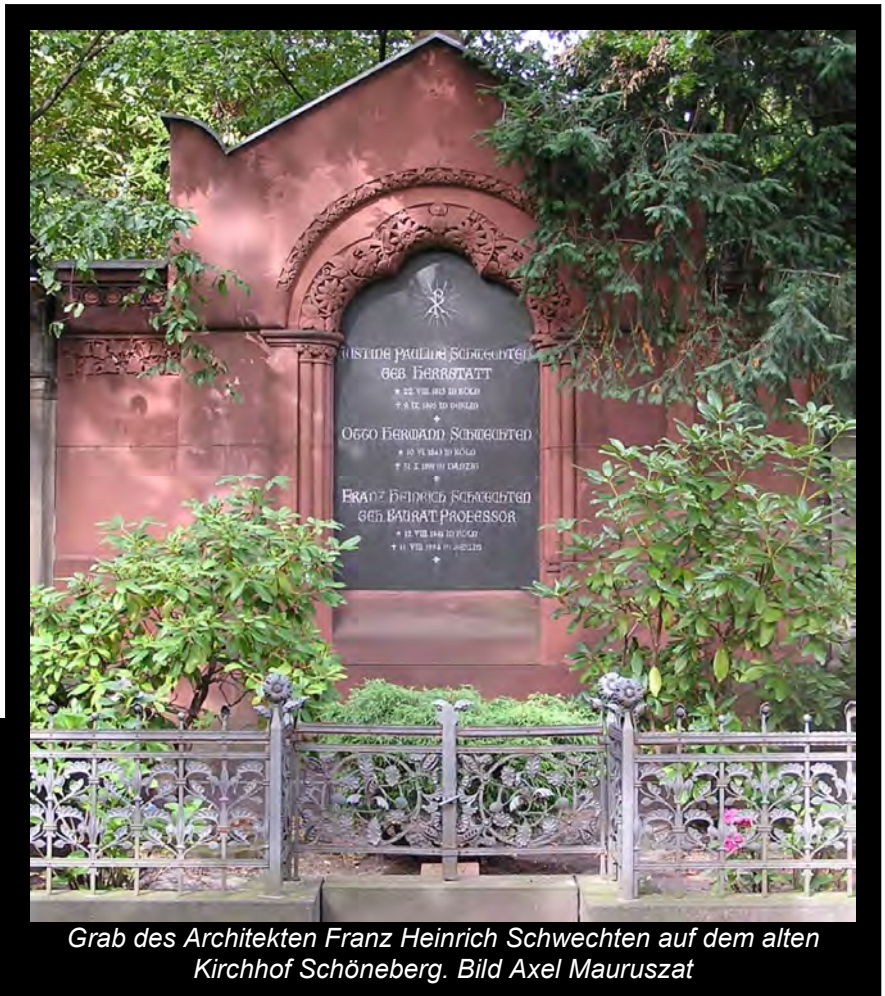


Das ehemalige Straßenbahndepot in der Belziger Straße. Bild XXL

Bemerkenswert ist ein Gang über den Alten Kirchhof Schöneberg. Dieser nur zwei Hektar große Kirchhof liegt zwischen Wohnhäusern und Hauptverkehrsstraßen. Wahrscheinlich existiert die Begräbnisstätte der evangelischen Kirchengemeinde Alt-Schöneberg bereits seit dem 13. Jahrhundert. Am besten gelangt man über die Belziger Straße zum alten Kirchhof. In dieser Straße befinden sich bis heute die Hallen des früheren Straßenbahndepots Schöneberg. Sie

stehen unter Denkmalschutz, das Gelände wird bereits seit Jahrzehnten von der Berliner Polizei genutzt, um gestohlene oder abgeschleppte Fahrzeuge dort abzustellen. Ob die geschützten Hallen erhalten werden, scheint nicht sicher. Es gab immer wieder Pläne, sie abzureißen und das Grundstück zu bebauen.

Von der Belziger Straße aus steigt das Kirchhof-Gelände, eine grüne Oase mit alten Bäumen, leicht an und endet an der Hauptstraße. Man stößt auf zahlreiche Mausoleen und Erbbegräbnisstätten Schöneberger Familien. Auch Opfer der beiden Weltkriege sind hier begraben. Einige prominente Persönlichkeiten Schönebergs haben auch ihre letzte Ruhe gefunden. Allen voran Franz Heinrich Schwechten (1841-1924), unter anderem Architekt der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin. Außerdem Friedrich Ludwig Wilhelm Stier (1799-1856), ebenfalls Architekt. Auch die Schöneberger Kommunal-politiker Walter Voßberg (1880-1910), Johann Adolph Albert Friedrich Feurig (1830-1890), Fritz Heyl (1833-1908) und Gustav Adolph Müller (1846-1904), der Theologe und Historiker Ferdinand Ludwig Frege (1804-1883) und der Widerstandskämpfer und Jurist Friedrich Justus Leopold Perels (1910-1945) sind hier begraben. Die Begräbnisstätten spiegeln gestalterisch den jeweiligen Zeitgeist ihrer Epoche wider. Vom Rokoko bis zum Art Déco findet sich einiges.



Grab des Architekten Franz Heinrich Schwechten auf dem alten Kirchhof Schöneberg. Bild Axel Mauruszat



In der Kärntener Straße stehen interessante Gashängeleuchten. Bild Bettina Raetzer-Grimm

NUR NOCH WENIGE GASLEUCHTEN

Nun lässt man diese Oase der Ruhe hinter sich und begibt sich in südlicher Richtung. Nach der Überquerung der Hauptstraße geht es über die starkbefahrenen Kreuzung Dominicus- und Hauptstraße, dann in die Kärntener Straße. Und hier trifft man endlich auf Gasleuchten. Es handelt sich um Hängeleuchten, darunter auch Bündelpfeiler mit Verlängerungsstücken, sie stehen teilweise vor hübschen Fassaden. Schließlich erreicht man die Ebersstraße, dort befand sich einst der Vorgängerbahnhof „Ebersstraße“ des heutigen S-Bahnhofes Schöneberg. Er wurde am 1. Mai 1897 eröffnet. Der elektrische Betrieb begann hier am 6. November 1928, doch nach viereinhalb Jahren wurde der Bahnhof Ebersstraße wieder geschlossen und der Nachfolger, der Bahnhof Schöneberg, neu eröffnet. Die ehemalige Eingangshalle des alten Bahnhofes Ebersstraße ist heute der westliche Zugang des Bahnhofes Schöneberg.

Gaslaternen hatten es schon lange schwer in Schöneberg. Bereits zu Zeiten West-Berlins galt Schöneberg als der Bezirk mit den wenigsten Gasleuchten. Und dies, obwohl bekanntlich hier eine der Berliner Keimzellen der Gasindustrie lag, der Schöneberger Gasometer. Über dieses Industriedenkmal haben wir schon mehrfach ausführlich berichtet, auch über die Pläne, ihn durch Umbau zu einer Art Hochhaus völlig zu verunstalten. Der Gasometer befindet sich in der Torgauer Straße, nur wenige hundert Meter von der Ebersstraße entfernt, jenseits der S-Bahn-Trasse. Gaslaternen gibt es dort längst nicht mehr, alles wurde abgebaut. Wer die Torgauer Straße von früher, also vor 2007 kennt, wird heute seinen Augen nicht mehr trauen. Die alte Industriekultur ist nicht mehr vorhanden.

URBANES LEBEN UND FEUCHTFRÖHLICHE NÄCHTE



Oben: Die Weingroßhandlung Leydicke gehört zu den „Urgesteinen“ der Berliner Kneipenszene. Bild Sir James; Links oben die Großgörschenstraße mit Kriegszerstörungen und einer Berliner Modellleuchte mit Meteor-Fernzünder auf einem Stahlkandelaber (1953), links unten besetzte Häuser in der Mansteinstraße 10/10a, 1981). Bildquelle unbekannt/Pinterest



Dafür findet man noch einige Gaslaternen nordöstlich des Kaiser-Wilhelm-Platzes, der bekanntlich jetzt Richard-von-Weizsäcker-Platz heißt. So in der Großgörschen- oder auch Mansteinstraße. In der Mansteinstraße 4 befindet sich – man glaubt es kaum – immer noch die legendäre, 1877 gegründete „Weingroßhandlung Leydicke“, ein Ort, der vor allem bei Studenten und Berlin-Touristen ziemlich bekannt war und wo die frühere Wirtin Lucie Leydicke einen außerordentlichen Ruf besaß. In den 1970er und 1980er Jahren konnte es schon mal passieren, dass man dort nach dem Genuss diverser Fruchtweine einen heftigen „Getränke-Unfall“ erlebte. Beim schwankenden Gang nach draußen leuchteten die Gaslaternen den Weg ins sichere Bett, manchmal musste man sich wegen der wackeligen Beine auch schon mal an den Laternen festhalten. Das ging auch der Verfasserin dieser Reportage nicht anders. Die Gashängeleuchten in der naheliegenden Crellestraße verschwanden erst vor kurzem. Ob die Gasaufsatzleuchten auf Kurz-Stahlmasten noch unter der S-Bahn-Unterführung Großgörschenstraße stehen, ist nicht bekannt.

Wer noch etwas urbanes Leben genießen will, möge sich in die Akazienstraße begeben. Hier geht es sehr quirlig zu, es gibt eine ganze Reihe interessanter Geschäfte sowie guter Restaurants und Cafés im sogenannten „Akazien-Kiez“. Dieses Viertel besitzt leider schon lange kein Gaslicht mehr.

Es ist nicht beabsichtigt, in Schöneberg Gaslaternen zu erhalten.



Bettina Raetzer-Grimm

WEITERE KULTURERBESTÄTTEN IN DEUTSCHLAND

Kurbäder, Limes, Mathildenhöhe, SchUM-Gemeinden

Die Gaslaternen in Düsseldorf kommen nicht auf die UNESCO-Welterbeliste. Zumindest nicht im Moment. Was aber nicht heißen soll, dass sie das in einigen Jahren trotzdem schaffen können. Eine andere Meldung ließ Ende Juli aber aufhorchen.

Kürzlich hat die UNESCO das Jugendstilensemble auf der Darmstädter Mathildenhöhe, die drei deutschen Kurorte Baden-Baden, Bad Ems und Bad Kissingen, den Niedergermanischen Limes, den Donaulimes sowie die Städte Mainz, Worms und Speyer als Wiegen des europäischen Judentums in die Liste des Welterbes aufgenommen. Das zuständige Komitee der UN-Organisation für Bildung, Wissenschaft, Kultur und Kommunikation (UNESCO) traf die Entscheidung im Juli 2021.

מ"ש

Mit den sogenannten „SchUM-Gemeinden“ würdigt die UNESCO erstmals jüdisches Kulturgut in Deutschland. Speyer, Worms und Mainz waren im Mittelalter als sogenannte SchUM-Städte eng miteinander verbunden und wurden auch „Jerusalem am Rhein“ genannt. SchUM ist eine Abkürzung aus den mittelalterlichen hebräischen Anfangsbuchstaben der Städte: Schin (Sch), Waw (U) und Mem (M), die für die drei Städtenamen Schpira, Warmaisa und Magenza stehen. In den drei Städten seien unter anderem richtungsweisende Synagogen, Frauenschulen, Ritualbäder, Talmudschulen und nicht zuletzt Friedhöfe entstanden, die über mehrere Jahrhunderte hinweg beispielgebend für jüdische Ritualbauten in Mitteleuropa gewesen seien, hieß es in der Bewerbung, die das Land Rheinland-Pfalz unterstützt hatte.



Der „Heilige Sand“ in Worms mit rund 2.500 Gräbern ist der älteste jüdische Friedhof in Europa.
Bild Immanuel Giel



Oben: Spitze des Hochzeitsturms, eines der Wahrzeichen der Mathildenhöhe, Bild Immanuel Giel; unten der Mathildenhöhweg. Die Laterne wird leider nicht mit Gas betrieben, es ist eine elektrische Attrappe. Der Jugendstil-Kandelaber ist aber echt.
Bild Heidas



Neben den drei Städten gehört nun auch der Niedergermanische Limes zum UNESCO-Welterbe. Die ehemalige Grenze des Römischen Reiches erstreckt sich entlang des Rheins von

Rheinland-Pfalz über Nordrhein-Westfalen bis zur niederländischen Nordseeküste. Die Grenzregion war ein Zentrum antiker Kultur und der Beginn der Städte im Rheinland. Die Präsidentin der Deutschen UNESCO-Kommission, Böhmer, erinnerte daran, dass sich entlang der ehemaligen Grenzanlage „einige der ältesten Zeugnisse der Grenzen des Römischen Reiches“ fänden. Zu römischen Spuren gehörten Militäranlagen, Heiligtümer, Statuen und Alltagsgegenstände. „Entlang des Rheins entwickelten die Römer Kastelle und Siedlungen, aus denen große Städte wie Köln, Bonn und Nijmegen erwachsen sollten“, sagte sie.

Außerdem setzte die UNESCO Baden-Baden, Bad Ems und Bad Kissingen zusammen mit acht anderen europäischen Kurorten als „Große Bäder Europas“ auf die Welterbe-Liste. Die „Großen Bäder Europas“ sind Kurorte, die vom späten 18. Jahrhundert bis ins frühe 20. Jahrhundert internationale Bedeutung erlangten. Natürliche Thermalwasser sind Grundlage einer Epochen übergreifenden Tradition der europäischen Badekultur. Zu den elf Kurstädten, die den Welterbetitel erhielten, zählen auch Spa (Belgien), Vichy (Frankreich), Bath (Vereinigtes Königreich) sowie Karlsbad, Franzensbad und Marienbad aus der Tschechischen Republik.



Bad Ems an der Lahn ↗

Bild unbek./facebook



Bad Kissingen ↗

Bild Bbb

Im Stadtbild zeichnen sich die Kurorte bis heute mit Bauten aus, die auf medizinische, therapeutische und gesellschaftliche Funktionen ausgerichtet sind. „In diesen mondänen Stätten der Gesundheitspflege, der Muße und des geselligen Umgangs bildeten sich architektonische Prototypen und eine städtebauliche Typologie heraus, für die es keine frühere Parallele gibt“, teilte die Stadt Baden-Baden zu der Nominierung mit. Tatsächlich ist Baden-Baden bis heute ein mondäner Ort mit städtebaulichen Besonderheiten. Wozu unserer Meinung nach auch die Gaslaternen der Stadt gehören.

Der Welterbe-Antrag der Kurstädte war von Deutschland gemeinsam mit Belgien, Frankreich, Großbritannien, Italien, Österreich und Tschechien erarbeitet worden. Die Tradition der Kur habe sich in Europa auf besondere Art herausgebildet, hob die UNESCO hervor. Rund um Heilquellen entstanden Kurstädte mit einem eigenen städtebaulichen Typus. Ihre Blüte erlebte die Bäderkultur zwischen 1700 und den 1930er Jahren. Das Wissen um die Heilkraft des Wassers wurden systematisch untersucht und angewandt. Von England bis Rumänien entstanden rund 1.500 größere und kleinere Kurorte. Architekten von Rang wurden verpflichtet, Trinkhallen, Kurhäuser, Kolonnaden, Grand Hotels, aber auch private Villen und Sakralbauten für Glaubensgemeinschaften zu entwerfen. Hinzu kamen Kurgärten, Parks, Theater und Casinos.

WAS GEHÖRT ZUM WELTERBE IN BADEN-BADEN?

Zur Kernzone des Welterbes in Baden-Baden gehören die verschiedenen Stadtquartiere in der historischen Innenstadt, die sich vom Mittelalter bis in das frühe 20. Jahrhundert entwickelten. Eine Schutzzone (Pufferzone) umgibt diese Kernzone gleichmäßig zu allen Seiten und reicht bis an die Höhenkämme vom Battert, Merkur Berg, Wurzgartenkopf und Fremersberg. Die nominierte Welterbestätte ist auf das historische Stadtgebiet der Kurstadt innerhalb seiner Grenzen von 1920 zentriert und beinhaltet gut sichtbare Übergänge in die umgebende Kurlandschaft.

Vorweg lässt sich sagen, dass räumlich betrachtet, die gesamte historische Innenstadt Baden-Badens in den Grenzen von circa 1920 zur nominierten Welterbestätte gehört, in der die besonderen Merkmale (Attribute) der „Great Spa Towns of Europe“ und ihre Einzelobjekte (Elemente) des außergewöhnlichen universellen Wertes bis heute ablesbar sind und die für die Authentizität und die Integrität der nominierten Welterbestätte stehen.



Baden-Baden ↗

Bild Klaus Graf

GROSSE FREUDE BEI DEN AUSGEZEICHNETEN

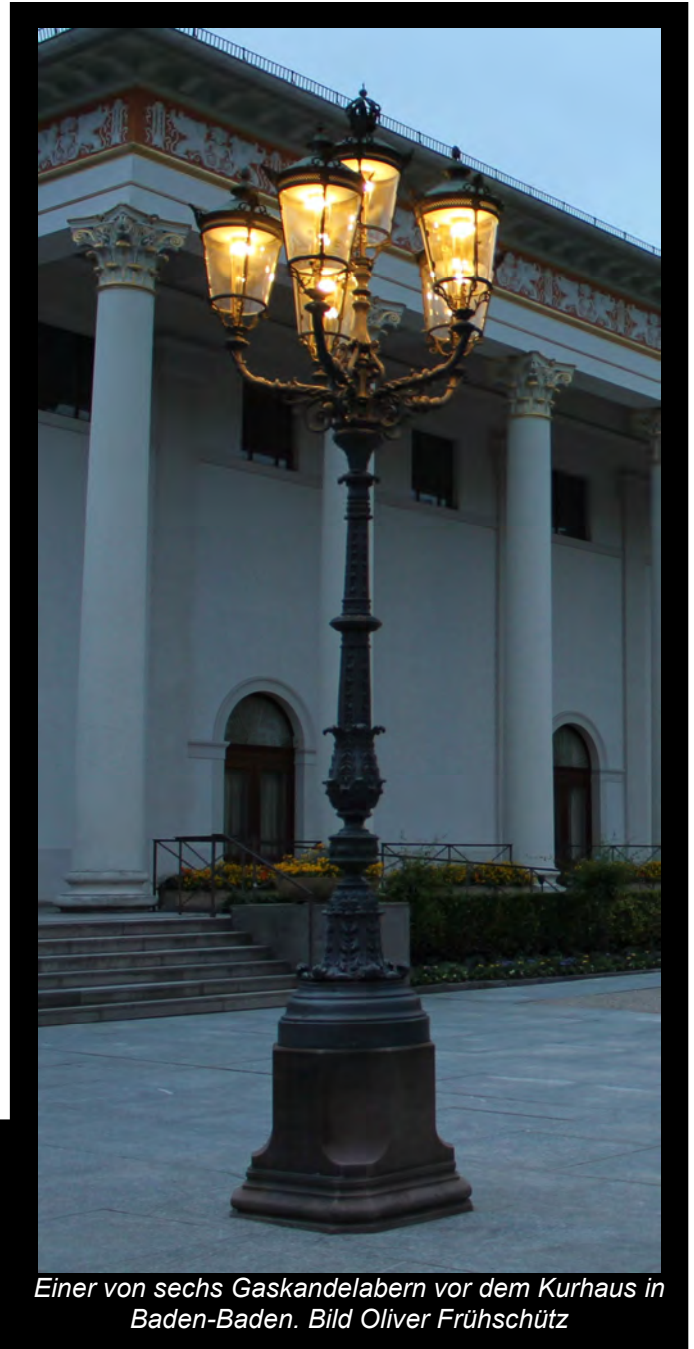
„Ich freue mich riesig für Baden-Baden. Die Stadt kann wirklich stolz sein auf das, was sie zu bieten hat, und auf die Menschen, die sich für sie einsetzen. Die Aufnahme der „Great Spas of Europe“ in die UNESCO-Welterbeliste würdigt unsere gemeinsame europäische Bädertradition als kulturelles Erbe der Menschheit,“ so Ministerin Nicole Razavi MdL vom Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen Baden-Württemberg, der obersten Denkmalschutzbehörde des Landes. „Welterbestätten wie Baden-Baden sind die Leuchttürme unserer Denkmallandschaft und wertvolle Botschafter für unsere Arbeit. Vielen Dank an alle Kooperationspartner für die langjährige und vertrauensvolle Zusammenarbeit. Wir freuen uns darauf, gemeinsam den Welterbe-Gedanken in Baden-Baden mit Leben zu erfüllen.“

Und Professor Claus Wolf, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege erklärt: „Die „Great Spas of Europe“ sind ein herausragendes Zeugnis der europäischen Kurtradition, deren Wurzeln bis in die Antike zurückreichen. Sie waren Vorreiter des modernen Tourismus und standen kulturell in Konkurrenz zu den großen Metropolen des 19. Jahrhunderts. Die vorausgegangene intensive fachliche Betreuung und Bemühungen um den Schutz des baulichen Erbes tragen Früchte. Baden-Baden hat den Welterbetitel als höchste denkmalpflegerische Auszeichnung verdient.“

Margret Mergen, Oberbürgermeisterin der Stadt Baden-Baden und Vorsitzende der Arbeitsgruppe der beteiligten Bürgermeisterinnen und Bürgermeister hat den Bewerbungsprozess über viele Jahre begleitet: „Die Idee für einen Antrag entstand 2006 in Baden-Baden und war über die Jahre mit großem Engagement aller Beteiligten und der Bürgerschaft verbunden. Kulturelles Erbe der Menschheit ist Lob für die Vergangenheit, Verpflichtung für die Zukunft und unterstreicht Baden-Baden als Sehnsuchtsort.“

GASLICHT NICHT WERTGESCHÄTZT

Die Aussage der Oberbürgermeisterin steht allerdings im krassen Gegensatz zur städtischen Politik gegenüber der Baden-Badener Gasbeleuchtung, die 1848 von den französischen Unternehmern Jean Jacques Bénazet und J. B. Polaillon eingeführt wurde. Sie bestand vor etwa 15 Jahren noch aus etwa 1.600 Gasleuchten, die im Stadtkern, aber auch in weiteren Vierteln anzutreffen waren. Doch hier ließ die Stadt hinsichtlich des Denkmalschutzes und Kulturschutzes jedes Verantwortungsgefühl vermissen. Sie setzte eine Abbauwelle um, der bis heute etwa 1.000 Gaslaternen zum Opfer fielen. Stattdessen wurden fleißig Elektroleuchten aufgestellt. Hieß es zu Beginn der 2000er Jahre noch, man wolle die einzigartige Gasbeleuchtung erhalten – trotz höherer Kosten, so setzte man einige Jahre später auf die schleichende Demontage.



Einer von sechs Gaskandelabern vor dem Kurhaus in Baden-Baden. Bild Oliver Frühschütz



Reinigung einer Gasleuchte in der Innenstadt von Baden-Baden. Bild Oliver Frühschütz

Die heute existierende Gasbeleuchtung hat mit der historisch gewachsenen nur noch wenig gemein. Im Stadtzentrum ist hauptsächlich eine Neubau-Gasleuchte mit sechseckiger Form zu finden, auch viele Kandelaber sind Neuschöpfungen. Richtig historisch sind eigentlich fast nur noch die Gaskandelaber vor dem Kurhaus. Sie werden seit über 130 Jahren per Hand gezündet, was bei Besuchern stets Erstaunen hervorruft. Die sechs prächtigen Gaskandelaber mit jeweils sechs Rundmantellaternen wurden 1881 auf der Pariser Weltausstellung präsentiert und danach in Baden-Baden aufgestellt.

Es hätte der Kurstadt an der Oos gut zu Gesicht gestanden, den Gaslicht-Schatz zu bewahren und für die Nachwelt zu erhalten. Doch auch hier siegte Kurzsichtigkeit und das Streben nach Effizienz und Wirtschaftlichkeit. Schade! Ob die aktuell noch etwa 400 bis 500 Gasleuchten aufgrund des Welterbe-Status dauerhaft gesichert sind, bleibt abzuwarten. Baden-Baden hat nun mit Lübeck etwas gemeinsam, beide Innenstädte sind UNESCO-Weltkulturerbe und betreiben dort auch ein Gasleuchten-Netz.

Der baden-württembergische Beitrag zum Antragsdossier wurde vom Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen Baden-Württemberg, dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart sowie der zuständigen Stabsstelle Welterbe-Bewerbung und Stadtgestaltung der Stadt Baden-Baden gemeinsam erarbeitet.

Unter Federführung der Tschechischen Republik wurde der Antrag im Januar 2019 in Paris eingereicht. Bereits 2020 sollte über den Antrag der Bäderstädte entschieden werden, jedoch konnte das Welterbe-Komitee coronabedingt nicht zusammenkommen. Die diesjährige erweiterte Sitzung fand vom 16. bis 31. Juli virtuell statt und wurde von der UNESCO gemeinsam mit dem diesjährigen Gastgeber, der Volksrepublik China organisiert.

Baden-Württemberg besitzt bereits sechs Kulturerbestätten, die auf der Welterbeliste der UNESCO gelistet sind: Das Zisterzienserkloster Maulbronn (1993), die Klosterinsel Reichenau (2000), der Obergermanisch-Raetische Limes (2005), die Prähistorischen Pfahlbauten um die Alpen (2011), die beiden Le Corbusier-Häuser in der Stuttgarter Weissenhofsiedlung (2016) sowie die Höhlen und Eiszeitkunst der Schwäbischen Alb im Ach- und Lonetal (2017). Baden-Baden ist nun die siebte Welterbestätte in Baden-Württemberg.

Bettina Raetzer-Grimm

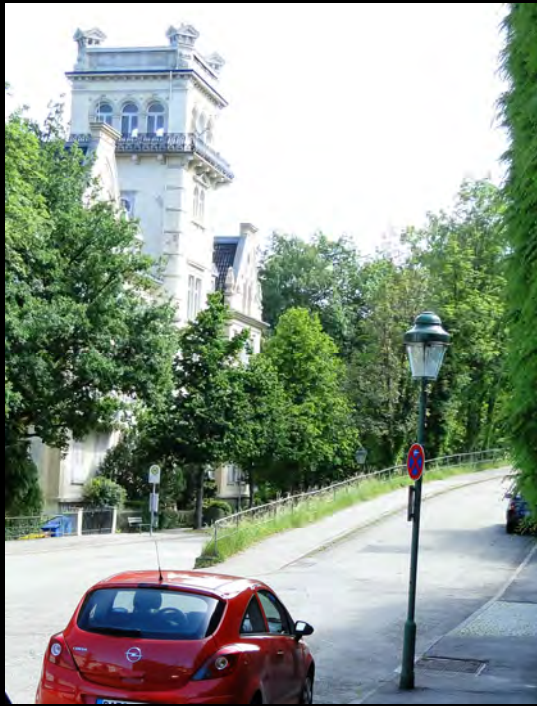


Bild Joachim Raetzer



Bilder oben und unten sowie rechts Oliver Frühschütz



Kaum noch anzutreffen: Das Modell „Baden-Baden“ von ca. 1962 und die Reihenleuchte L56, beide von Fa. Schneider/Hamm (obere Bilder).



Mehr zur Gasbeleuchtung in Baden-Baden im Zündfunken, Heft 26



FRANKFURT AM MAIN - EIN COMEBACK FÜR DEN „LANGEN FRANZ“

Als ein Teil der früheren und im Zweiten Weltkrieg zerstörten Frankfurter Altstadt wiedererrichtet wurde, war die Aufregung groß. Sowohl im positiven als auch im negativen Sinne. Die Befürworter, darunter der Großteil der in Frankfurt maßgeblichen politischen Parteien, aber auch weite Teile der Bürgergesellschaft Frankfurts, waren glücklich und empfanden das kleinteilige Viertel mit rekonstruierten Gebäuden der Altstadt als ein wunderbares Geschenk für die Stadt. Die Gegner des Altstadt-Wiederaufbaus sprachen von „Disneyland“ und schoben auch ideologische Gründe wie „Geschichtsrevisionismus“ vor, sprachen gar von faschistischen Tendenzen. Wir berichteten darüber im ZÜNDFUNKEN.

Inzwischen haben sich die Wogen geglättet, das neue Altstadt-Karree wurde angenommen, bestaunt von Einheimischen und Touristen. Das so eine Bebauung im Kern einer modernen Großstadt heute möglich ist, verwunderte Viele.



Die Goldene Waage in der Altstadt von Frankfurt am Main, links das Original (um 1940); rechts die Rekonstruktion (Januar 2018).

STADTREPARATUR SOLL WEITERGEHEN

Nun existieren in Frankfurt am Main aber noch andere „Baustellen“ – die gedanklich eingerichtet, aber als Baumaßnahme noch nicht begonnen worden sind. Eine davon ist die Vervollständigung des Frankfurter Rathaus-Komplexes, allgemein als „Römer“ bekannt. Dazu gehört unter anderem die Wiederherstellung des großen Frankfurter Rathhausturms samt ursprünglicher Turmspitze. Bürgerinitiativen und prominente Frankfurter werben schon lange für die Rekonstruktion der Turmspitze des „Langen Franz“, so die Bezeichnung des Rathhausturms im Frankfurter Volksmund.

Inzwischen können sich die Frankfurterinnen und Frankfurter ein anschauliches Bild machen, mit welchen architektonischen Details die Turmspitze des Rathhausturms ursprünglich ausgestattet war und der Altstadt sein Gepräge gab. Im Foyer des Römers wurde ein 1,50 Meter hohes, wunderbares Holzmodell dieses alten Frankfurter Wahrzeichens aufgestellt. Es soll die Frankfurter auch dazu animieren, den Wiederaufbau bzw. die Komplettierung des Turms mit Spenden zu unterstützen. Der „Neue Frankfurter Brückenbauverein“ sammelt seit Herbst 2018 Spenden von Frankfurter Bürgerinnen und Bürger für die Wiederherstellung des Turm-Originalzustandes.



Frankfurts Oberbürgermeister Peter Feldmann wirbt für die Rekonstruktion der Turmspitze des „Langen Franz“. Bild Heike Lyding

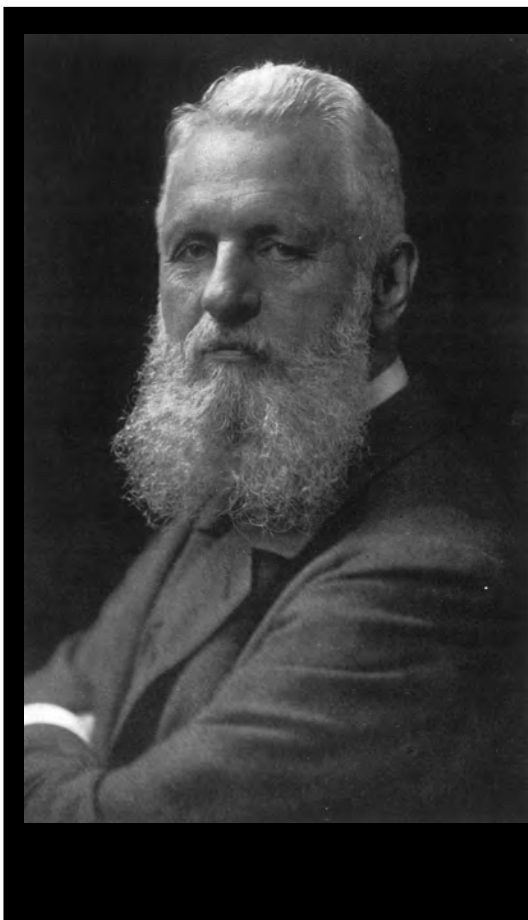


OB Feldmann mit dem Holzmodell des „Langen Franz“. Bild Maik Reuss

alteingesessenen Frankfurter Bankiersfamilie. Damit ist das Ziel von einer Million Euro schon ein gutes Stück erreicht worden. Der Verein will nun nochmals auf die Tube drücken und weitere Spenden einwerben. Mehr dazu im Internet unter <http://www.brueckenbauverein-frankfurt.de>.

Oberbürgermeister Peter Feldmann (SPD) dankte dem Neuen Brückenbauverein für das filigran gearbeitete Holzmodell und das Engagement für den Langen Franz: *„Der Rathausturm ist eng verbunden mit der Geschichte Frankfurts und diente den Frankfurter Bürgerinnen und Bürgern als Wegweiser zum historischen Zentrum der Stadt. Ohne die Turmspitze des Langen Franz fehlt dem Römer ein von weither sichtbares Wahrzeichen – es stünde der Stadt daher gut zu Gesicht, wenn wir gemeinsam mit dem Brückenbauverein und dem Engagement der Bürger die Turmspitze wiederaufbauen könnten. Super, dass so viele mithelfen wollen!“*

Christoph Mäckler, Architekt und Vorsitzender des Neuen Brückenbauvereins wies darauf hin, dass *„das Hamburger Rathaus oder das Münchner Rathaus undenkbar ohne ihre prunkvollen Rathaustürme wären. Jede Spende würde helfen, der Stadt Frankfurt am Main wieder seinen historischen Turm zurückzugeben und die Frankfurter Geschichte lebendig zu machen. Auch Handwerker seien herzlich willkommen, sich mit ihrem Gewerk an diesem Wiederaufbau des Rathausturms zu beteiligen. Denn jede Spende zählt!“*



FRANZ ADICKES

Der 1846 in Harsefeld bei Stade geborene Adickes gilt als einer der populärsten und erfolgreichsten Kommunalpolitiker der Kaiserzeit. Ab 1873 war der Jurist zweiter Bürgermeister von Dortmund, ab 1876 Oberbürgermeister von Altona und vom 11. Januar 1891 bis 1. Oktober 1912 Oberbürgermeister von Frankfurt am Main. Während seiner Amtszeit wuchs Frankfurt durch zahlreiche Eingemeindungen erheblich, Adickes setzte sich auch für eine soziale Verbesserung der arbeitenden Bevölkerung ein. Er ist bis heute der OB Frankfurts mit der längsten Amtszeit.

Der „Neue Brückenbauverein Frankfurt“ setzt sich schon länger für die Belange der Baukultur der Mainmetropole ein, indem er die gebaute Stadt zum Thema des öffentlichen Interesses macht. Um Frankfurt ein sichtbares Stück seiner Geschichte zurückzugeben, hat der Verein sowohl das Standbild Karls des Großen von 1843 auf der Alten Brücke im Jahr 2016 neu errichtet als auch die Sanierung des Brückenkreuzes, des sogenannten „Brickegickel“ finanziert.

Vor 1944 war der große, nördliche Rathausturm jedem Frankfurter Bürger unter dem Namen „Langer Franz“ bekannt. Mit der imposanten Turmspitze war er zu seiner Bauzeit 1905 das zweithöchste Gebäude Frankfurts, gleich nach dem Domturm mit 95 Metern. In den Bombennächten des Zweiten Weltkrieges im März 1944 verlor der „Lange Franz“ seinen Hut, und trotz des in der Nachkriegszeit eilig errichteten Notdachs hat der Rathausturm leider in Frankfurt seitdem an Bedeutung verloren.

Den Spitzname „Langer Franz“ bekam der Rathausturm nach dem bei den Frankfurtern populären und großgewachsenen Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes (1891-1912), dessen Amtszimmer sich im Turm befand.

Der Frankfurter Rathaus-Komplex besaß noch einen zweiten, etwas kleineren Turm. Der Volksmund nannte ihn „Kleiner Cohn“. Beide Türme waren bis zum Zweiten Weltkrieg Symbole der weltlichen Macht und somit quasi die Gegenpole der Kirchtürme Frankfurts. Sie prägten nachhaltig die Silhouette der malerischen Frankfurter Altstadt mit ihren unzähligen historisch wertvollen Gebäuden.



Oben: Blick auf die Braubachstraße und die sogenannte Seufzerbrücke, im Hintergrund der „Lange Franz“, rechts die „Kämmerei“, sie hat ebenfalls bis heute ein Notdach aus der Nachkriegszeit. Auch hier kursierten bereits Pläne, das Dach im originalen Stil zu rekonstruieren.



Blick vom Großen Kornmarkt auf den „Langen Franz“ (1905)



Oben: Die Rathaustürme und Teile des Rathaus-Komplexes im Jahr 1945. Rechts der „Lange Franz“ in der Nachkriegsversion mit deutlicher Verkürzung des Turms und Notdach. Bildquellen unbekannt



Die Rathaustürme wurden im Stil des Historismus von zwei führenden Frankfurter Architekten, Ludwig Neher (1850—1916) und Franz von Hoven (1842—1924), zwischen 1900 und 1908 im Rahmen der Rathausneubauten errichtet. Der „Lange Franz“ steht an der Ecke Bethmannstrasse und Buchgasse, der „Kleine Cohn“ an der Ecke von Buch- und Limpurger Gasse. Ob sich der Name „Kleiner Cohn“ auf einen bestimmten Frankfurter Bürger bezieht, ist unbekannt. Als wahrscheinlicher gilt die Erklärung, dass er Zeichen eines grundsätzlichen Respekts vor den der Stadt gegenüber besonders großzügigen jüdischen Mitbürgern so genannt wurde. Allerdings steht „Der kleine Cohn“, auch „Kohn“ geschrieben, sonst eher für Ressentiments und nicht für Respekt. Es war ein in der Bevölkerung schon im 19. Jahrhundert verbreitetes, antisemitisches Stereotyp auf „den Juden“. Cohn, abgeleitet vom hebräischen Begriff Kohen, ist ein verbreiteter Nachname unter europäischen Juden, er stand somit als Beispiel für alle Vorurteile gegen die jüdische Bevölkerung des beginnenden 20. Jahrhunderts. Auch der kleinere Rathausurm wurde in der Nachkriegszeit weniger hoch und vereinfacht wiederaufgebaut.

Bettina Raetzer-Grimm

**MIT GASLICHT FOTOGRAFIERT –
LEER (OSTFRIESLAND) 1925**



Rathausstraße mit Alter Waage im Hintergrund, rechts Treppenaufgang zum Rathaus (Ostportal) mit bemerkenswerten Maueraufsatz-Kandelabern und Aufsatzleuchten unbekannter Bauart. Die Kandelaber sind immer noch da, die montierten Leuchten wechselten mehrmals, heute sind es elektrische Sechseckleuchten. Bildquelle unbekannt

AKTUELL

FRÜHER WAR MANCHMAL AUCH NICHT ALLES BESSER - DIE FATALE ÄHNLICHKEIT ZWEIER FLUTKATASTROPHEN

Die Flutkatastrophe vom 14./15. Juli 2021 hinterließ schwer verwüstete Orte und Landschaften im Westen Deutschlands, vor allem in der Eifel-Region, aber auch in den angrenzenden Ländern Niederlande, Belgien und Luxemburg. Zusammengebrochene Brücken, überspülte Straßen und Eisenbahnstrecken, eingestürzte Häuser und weggeschwemmte Autos zeigten eine Katastrophe von apokalyptischem Ausmaß. Ortschaften sind aufgrund der Zerstörungen kaum mehr wiederzuerkennen. Nach derzeitigem Stand starben mindestens 170 Menschen, etliche (derzeit 155) werden immer noch vermisst. 700 Personen sind verletzt worden. Der Sachschaden geht in die Milliarden.

Bei der Ursachenforschung konnte so mancher gar nicht schnell genug auf die Veränderung des Weltklimas verweisen. Und ja, sicher spielt auch der Klimawandel eine Rolle. Extreme Wetterlagen mit Tornados oder gewaltigen Superzellen kommen beispielsweise in den „gemäßigten Zonen“ wie in Europa immer öfter vor. Es gibt mehr heiße Sommertage, mehr Starkregen, die Polkappen schmelzen ab, Gletscher schrumpfen. Das sind bedenkliche Entwicklungen.

Trotzdem macht man es sich zu einfach, wenn man Katastrophen wie in diesem Sommer einfach auf den Klimawandel schiebt. Auch viele andere Faktoren spielen eine Rolle: Eine fehlerhafte Stadtplanung mit zu ufernaher Bebauung, Begradigung und Verengung von Flüssen, viel zu viele versiegelte Flächen, Zubetonierung von Landschaften durch überdimensionale Gewerbegebiete oder fehlender Platz für Überflutungsflächen wie die Einrichtung von Flutgräben oder Polder. Wer denkt schon daran, dass in Deutschland jeden Tag durchschnittlich eine Fläche von 72 Fußballfeldern versiegelt wird?



Eine Superzelle mit Boeenwalze. Bild Evetro



Unwetter im Juni 2005 über Zwickau. Bild André Karwath

Schnell wird auch vergessen, dass Überflutungen und Hochwasser keine neuartigen Ereignisse sind. Ein Blick in die Geschichte bringt Klarheit. Schauen wir nach Sachsen in die Erzgebirgstäler der Flüsse Gottleuba und Müglitz. Dort ereigneten sich in den letzten 500 Jahren etwa 60 schwere Hochwasser-Katastrophen. In der etwas jüngeren Vergangenheit waren es vor allem die Überflutungen aus den Jahren 1897, 1927, 1957 und 2002, alle richteten schwere Schäden an und kosteten viele Menschenleben. Die aktuelle Sturzflut in Teilen von Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz war durchaus kein Einzelereignis, sie ähnelt fatal der Flutkatastrophe von Gottleuba aus dem Jahr 1927. Hinzu kommt, dass beide Flutkatastrophen von der exakt gleichen Wettersituation – der sogenannten „Vb-

Wetterlage“ – verursacht wurden. Dabei sorgt ein Tiefdruckgebiet für das Heranführen extrem feuchter und warmer Luft mit enormen Niederschlagsmengen vom Mittelmeer in Richtung Nordosten, in Mittelgebirgsregionen kommt es dann dazu, dass die Wolken durch zusätzlich „erzwungene“ Aufwärtsbewegungen dort noch verstärkt abregnen können. Die Folge sind enorme Niederschlagsmengen. Sie trafen 1927 auf das Osterzgebirge, in diesem Jahr vor allem Regionen im Westen Deutschlands wie die Eifel oder das Bergische Land.



Die Welt scheint am 23. Mai 2016 bei Pirna/Sachsen unterzugehen. Die Superzelle wird gewaltigen Hagel bringen. Bildquelle Marco Rank/Youtube

Ob es ausreichend ist, bei solchen Wetterlagen nur von einem möglichen „Hochwasser“ zu reden, bleibt dahingestellt. Der Begriff „massive Überflutungsgefahr“ wäre sicher angemessener gewesen, auch im Rahmen vorausgegangener Wetterberichte und Unwetterwarnungen. Einige Tage nach der Katastrophe kamen völlig zu Recht Fragen auf: Warum wurden die Menschen nicht rechtzeitig informiert? Wo blieb der Alarm, gerade in kleinen Orten gibt es aufgrund des Bestehens der Ortsfeuerwehren durchaus Sirenen, die man in den großen Städten inzwischen weitgehend abgeschafft oder außer Betrieb gesetzt hat? (*Bericht im Zündfunken Nr. 92, Seite 46: Wenn die Sirenen heulen*). Wo blieben die Warnungen im Fernsehen oder im Radio? Es gab lediglich das übliche Gedudel im Nachtprogramm des Rundfunks, wo dem geneigten Hörer ansonsten jedes überfahrene Wildschwein oder auch mal ein Blitzer gemeldet wird.

Hinweise verantwortlicher Stellen auf existierende (Warn-)Apps wie Katwarn gehen ebenfalls ins Leere. Welches ältere Ehepaar hat schon so eine App und sein Smartphone auf dem Nachttisch liegen? Tönt mitten in der Nacht aber die Sirene im Dorf, oder der Pfarrer lässt die Glocken läuten, dann steht auch die ältere Generation mit Sicherheit senkrecht im Bett! Es ist unendlich viel schief gelaufen – wieder mal. Womöglich hätte man viele Menschenleben retten können. Da wird noch einiges aufzuarbeiten sein. Doch zurück zur sogenannten Vb-Wetterlage, die mit dem existierenden Klimawandel erst einmal nichts zu tun hat. Der Blick in Geschichtsbücher und Ortschroniken zeigt, dass Sturzfluten immer wieder vorkommen können, das vermag auch der beste Hochwasserschutz zu verhindern.

EIN MALERISCHER ORT IM ÖSTLICHEN ERZGEBIRGE – BAD GOTTLLEUBA-BERGGIEßHÜBEL



Das Gottleubatal mit Bad Gottleuba. Bild Gert Hänsel



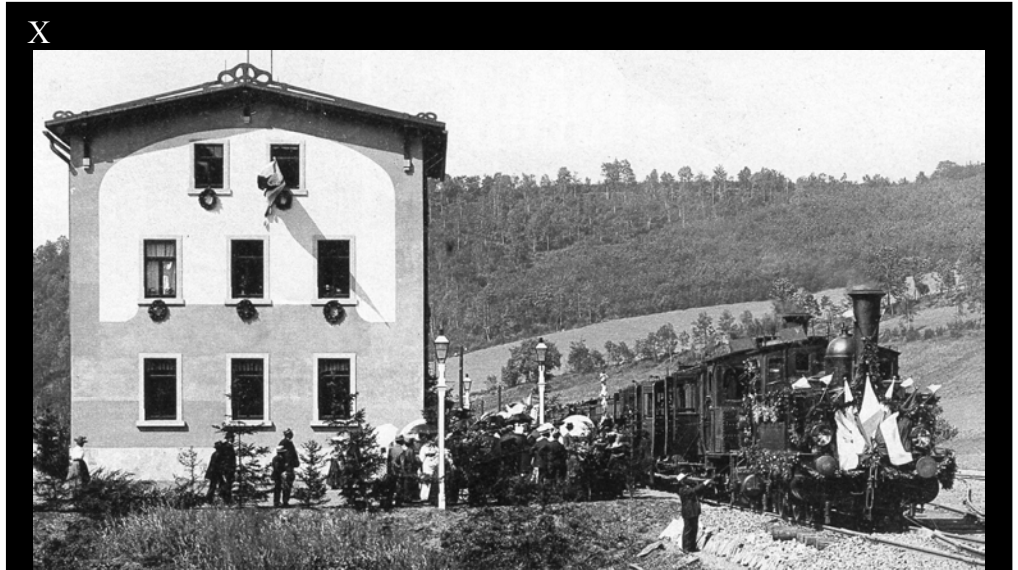
Bad Gottleuba-Berggießhübel ist eine Stadt mit rund 5.700 Einwohnern im sächsischen Landkreis Sächsische Schweiz-Osterzgebirge unweit von Dresden. Sie entstand im Zuge der Gemeindegebietsreform von 1999

durch den Zusammenschluss der Kurorte Bad Gottleuba (Moorheilbad) und Berggießhübel (Kneippkurort) sowie der Gemeinden Langenhennersdorf und Bahratal. Die Stadt ist seit Januar 2000 Sitz der Verwaltungsgemeinschaft Bad Gottleuba-Berggießhübel. Das knapp 90 Quadratkilometer große Gemeindegebiet von Bad Gottleuba-Berggießhübel liegt etwa 45 Kilometer südöstlich vom Zentrum der sächsischen Landeshauptstadt Dresden. Es umfasst weite Teile des mittleren Gottleubatales sowie Teile der Einzugsgebiete von Bahra, Seidewitz und Bahre. Damit befindet sich die Stadt im Elbtalschiefergebirge, einer Übergangszone zwischen den nordöstlichen Ausläufern des Osterzgebirges und den südwestlichen Ausläufern des Elbsandsteingebirges. Der zentrale Teil um die an der Gottleuba gelegenen Städte Bad Gottleuba und Berggießhübel weist Höhenlagen zwischen 300 und 450 m ü. NN auf. Der tiefste Gemeindepunkt liegt im Gottleubatal bei 211 m ü. NN, der höchste ist mit 644 m ü. NN die an der Grenze zu Tschechien gelegene Oelsener Höhe.

DER KURBETRIEB FLORIERT – EISENBAHN UND GASLICHT KOMMEN

1881 startete in Gottleuba das Kur- und Badewesen (erste Kurgäste kamen sogar schon 1861). Grundlage dafür waren vorhandene Moorlager und die Nutzung einer eisenhaltigen Quelle. Die erste Heilquelle wurde 1828 bekannt.

Mit der Eisenbahn und der Einführung der Gasbeleuchtung begannen in dem verschlafenen Ort moderne Zeiten. Der Beschluss zum Bau der Gottleubatalbahn durch den sächsischen Landtag am 18. Februar 1878 markierte den Beginn einer Phase, in der die Königlich Sächsischen Staatseisenbahnen das Hauptnetz nach ausländischem Vorbild mit einem Netz von Sekundärbahnen ergänzte, um insbesondere bislang abgelegenen Städten und Regionen einen wirtschaftlich notwendigen Streckenanschluss zu ermöglichen. Ende Mai 1879 begannen die Erdarbeiten, am 19. Juli 1880 wurde die Strecke von Pirna nach Berggießhübel als erste „richtige“ normalspurige Sekundärbahn Sachsens feierlich in Betrieb genommen. Die 15 Kilometer lange Strecke kostete 760.688 Mark.



Oben: Feierliche Eröffnung der Eisenbahnstrecke nach Gottleuba, Bildquelle unbekannt; unten Blick auf den Bahnhof (1914). Bild Brück & Sohn Kunstverlag



Im Frühjahr 1900 wurde die Streckenverlängerung von Berggießhübel nach Gottleuba vom Sächsischen Landtag genehmigt. Am 14. Juli 1904 begannen die Bauarbeiten, die mit der Abnahmefahrt am 29. Juni 1905 endeten, die Baukosten beliefen sich auf 585.000 Mark. Der neue Endbahnhof in Gottleuba wurde so großzügig gestaltet, dass eine Weiterführung der Strecke nach Böhmen möglich war. Die feierliche Einweihung erfolgte am 30. Juni 1905.



Der Bahnhof Gottleuba 1915. Links ist eine Gasleuchte (wie die Berliner Modelleuchte) zu erkennen. Bild Brück & Sohn Kunstverlag

Im August 1970 endete der Personenverkehr nach Gottleuba, sechs Jahre später war mit dem Güterverkehr schluss. Die Streckenanlagen wurden abgebaut.



Ein Zug erreicht Bad Gottleuba im Januar 1923. Bild Brück & Sohn Kunstverlag



Die Aufnahme aus dem Jahr 1899 zeigt sechsseitige Laternen, die vermutlich mit Öl betrieben wurden. Hinten rechts eine Wandlaterne. Gas gab es noch nicht.
Bild Brück & Sohn Kunstverlag



Der Markt um 1915, jetzt mit Gasbeleuchtung. Links ein Blochmann-Gusskandelaber mit einer sogenannten „Freilicht-Laterne“. Bild Brück & Sohn Kunstverlag



Blick auf Bad Gottleuba und Schloss Gießenstein im Jahr 1914.
Bild Brück & Sohn Kunstverlag

Im Jahr 1908 wurde die Hochdruckwasserleitung in alle Ortsteile erweitert. Gleichzeitig leuchten die ersten Gaslaternen in Berggießhübel, ein Jahr zuvor hatte man mit dem Bau der Gasanstalt begonnen. Das Gaswerk befand sich an der linken Seite der Gottleuba unterhalb des Bades und blieb bis in die 1960er Jahre in Betrieb. Verantwortlich für den Bau der Gasanstalt war die Firma Pintsch. Die Thüringer Gasgesellschaft mit Niederlassung in Heidenau verlegte die Gasrohrleitungen.

Ab 1912/1913 wurden Berggießhübel, Gottleuba, Markersbach, Hellendorf, Hartmannsbach und Börnersdorf an das Stromnetz angeschlossen. Stromlieferant war das 1911 neu gegründete Elektrizitätswerk Elbtalzentrale A.G. Pirna. 1909–1913 baute die Landesversicherungsanstalt Sachsen eine Heilstätte, wodurch Gottleuba den Ruf einer sächsischen Badestadt erhielt. Der Sanatoriumsort wurde, als inzwischen seltenes bauliches Denkmal, in einheitlichem Jugendstil von der Architektenfirma Schilling & Graebner gestaltet. Die staatliche Anerkennung und damit das Recht, die Bezeichnung Bad im Namen führen zu dürfen, erhielt Gottleuba am 20. Dezember 1936 auf Grund von § 9 der deutschen Gemeindeordnung vom 30. Januar 1935. Der Wiederaufbau nach der Flutkatastrophe 1927 veränderte die Stadt Berggießhübel völlig. 1934 wurde das „Kneipp-Kurbad-Berggießhübel“ gegründet und damit das Wasserheilverfahren nach Pfarrer Sebastian Kneipp eingeführt.



Freilicht-Gasleuchten auf Blochmann-Kandelaber (wie Dresden) in der Hauptstraße (1915); unten Bündelpfeilmast mit Verlängerung und Gashängeleuchte in der Königsstraße (1914). Bilder Brück & Sohn Kunstverlag





Oben das Kurhaus Johann-Georgen-Bad, davor eine Gasleuchte (1915); unten Am Kirchberg (1915). Nach der Einführung der Gasbeleuchtung gibt es jetzt auch Strom im Ort, wie die Freileitungen rechts zeigen. Bilder Brück & Sohn Kunstverlag





Oben der Markt und die Gottleubaer Straße, links die Postmeilensäule von Gottleuba (1915); unten die Hauptstraße im Jahr 1929 mit Gashängeleuchten der Firma Hirschhorn. Straße und Bebauung sind nach der Flutkatastrophe jetzt völlig verändert (Vergleichsbild auf Seite 57).



IN DER NACHT KAM DER TOD DIE FLUTKATASTROPHE IM GOTTLLEUBATAL AM 8./9. JULI 1927

Die Wassermassen überraschten die Bewohner der Talsiedlungen in den Nachtstunden. Es gab so gut wie keine Vorwarnzeit, so dass insgesamt etwa 160 Todesopfer zu beklagen waren, davon allein 88 in Berggießhübel. Damit zählt das Hochwasser im Osterzgebirge 1927 zu den verheerendsten Hochwasserkatastrophen der jüngeren deutschen Vergangenheit. Da Berggießhübel im sehr engen Gottleubatal liegt, war es schon immer von den Hochwassern des Flusses stark betroffen. Das Hochwasser von 1927 jedoch wurde zur Katastrophe für den Ort. In der Nacht vom 8. zum 9. Juli 1927 ergoss sich eine riesige Flutwelle über das Gottleuba- und das benachbarte Müglitztal.



Die Gottleuba ist eigentlich ein schmaler Wasserlauf

Nachdem in den letzten Jahrzehnten und Jahrhunderten die Gottleuba bereits mehrfach gefährliche Hochwasserstände erreicht hatte (1480, 1552, 1897 und weitere), trat auf Grund klimatischer Umstände in der Region um Berggießhübel am 8. Juli 1927 eine extreme Wettersituation ein, die im Verlauf des Abends und in der folgenden Nacht zum 9. Juli Ausmaße einer Naturkatastrophe annahm.

Die Flutkatastrophe betraf sowohl den Flusslauf der Gottleuba, als auch den der Müglitz, die etwa auf einer Höhe von 700-900 m über Normalnull entspringen. Beiden Flüssen ist gemeinsam, dass sie ein großes Einzugsgebiet besitzen, das im weiteren Flusslauf in eine relativ enge, V-förmige Talform mündet. Bereits diese topologische Konstellation begünstigt prinzipiell die Entstehung von Hochwassern. Hinzu kommt das geologisch ungünstige Gefälle des Flusslaufs im mittleren und unteren Bereich. Wesentlich zu der Schwere des Hochwassers trugen aber durch den Menschen geschaffene Ursachen bei: In den oberen Flussläufen kam es

durch den stark intensivierten Bergbau im 15./16. Jahrhundert zu Abholzungen, bei denen ehemals große Waldflächen um bis zu 90% dezimiert wurden. Somit waren die Voraussetzungen für die natürliche Speicherung von Regenwasser und die Vermeidung des direkten Abflusses in die Gewässer nicht mehr im nötigen Umfang gegeben.

Das Osterzgebirge, und hier insbesondere die Einzugsgebiete von Gottleuba, Müglitz und Weißeritz, zählt zu den klassischen Hochwasserentstehungsgebieten in Sachsen. Hier sind seit 1560 wiederholt Starkniederschläge mit verheerenden Sturzfluten, die große Schäden verursachten und zahlreiche Todesopfer forderten, nachweisbar. Lage und Gestalt des Osterzgebirges begünstigen seit jeher die Ausbildung orografisch bedingter Luftmassengrenzen und damit die Entstehung hoher Regenmengen. Aus anfänglich mehrtägigen Regenfällen entwickelten sich in der Vergangenheit wiederholt wolkenbruchartige Güsse, deren Niederschlagssummen in den oberen Lagen Extremwerte zum Teil bis an die Grenze des physikalisch möglichen erreichten. Auch im Sommer 1927 war der Verlauf ähnlich, bereits Tage vorher hatte es anhaltend geregnet.



*Reste der Kurfürst-Moritz-Brücke in Glashütte am 9. Juli 1927.
Bild Hauswald / Glashütte*

Am Nachmittag des 8. Juli 1927 traten durch eine besondere Vb-Wetterlage äußerst heftige Gewitter auf, die ungefähr neun Millionen Kubikmeter Wasser auf den damals noch nahezu waldfreien Erzgebirgskamm zwischen Sattelberg und Mückentürmchen, den Quellgebieten von Gottleuba und Müglitz, entluden. Die erste Flutwelle des Hochwassers erreichte ungefähr gegen 21 Uhr die Stadt Berggießhübel. Danach flaute die Flutwelle ab und die Bewohner nahmen an, alles gut überstanden zu haben. Eine ordnungsgemäße Information über die Lage gab es nicht. Die zweite Flutwelle erreichte gegen Mitternacht den Ort mit einer bis zu sechs Meter hohen Welle. Durch die mitgeführten Baumstämme war die Wucht so ungeheuer, dass die Gebäude in kurzer Zeit zerstört und weggeschwemmt wurden. Die Ursache

war die Eisenbahnbrücke vor dem Ort, an der sich das Wasser sieben Meter hoch hinter einem Holzverhau staute („Verklausung“) und dann mit Gewalt durchbrach. Obgleich die rettenden Berghänge nur wenige Meter entfernt lagen, konnte sich nur eine kleine Anzahl Einwohner aus den zentral gelegenen Häusern retten. Das Hochwasser verwüstete das gesamte Gottliebatal von Schönwald in Böhmen bis zur Mündung in die Elbe und vernichtete einen großen Teil der Stadt Berggießhübel. Die niedergegangenen Wassermengen wurden auf 120 bis 150 Liter je Quadratmeter geschätzt. In Schönwald fielen 209 Millimeter Niederschlag. Weitere genaue Daten sind nicht bekannt, da mehrere Messstellen der Landeswetterwarte dem Unwetter zum Opfer fielen. Das Flüsschen Gottleuba, normalerweise etwa drei Meter breit, schwoll auf eine Breite von 80 bis 100 Metern an.

Grausam war, dass viele Menschen von der zweiten, gegen Mitternacht hereingebrochenen Flutwelle im Schlaf überrascht wurden. Eine besondere Tragik ergab sich aus dem teilweisen Auslöschen ganzer Familien. Allerdings lässt sich die genaue Zahl der Menschen, die in dem verheerenden Unwetter ums Leben kamen, bis heute nicht exakt beziffern, da insbesondere die Zahl der vor Ort weilenden Gäste, Tagesausflügler und Arbeiter (die u. a. mit der Verlegung einer Fernsprechleitung in Richtung Wien beschäftigt waren) bis heute mit Unsicherheiten behaftet ist. In der Literatur schwankt deshalb die Zahl der Opfer zwischen 146 und 158 Toten. Realistisch scheint es, von etwa 160 Opfern auszugehen. Die Zahlen umfassen alle in den Gemeinden ums Leben gekommenen Flutopfer, d. h. sowohl Einwohner als auch Gäste (Kurgäste, Arbeiter etc.).

Die hohe Zahl der Todesopfer resultierte vor allem aus dem schnellen Anstieg des Wasserstandes, den hohen Strömungsgeschwindigkeiten, der Treibgutführung und den kurzen Vorwarnzeiten. Die entstandenen Schäden der Flutkatastrophe wurden mit mehr als 100 Millionen Reichsmark beziffert, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe.



Reißende Wassermassen donnern durch Gottleuba. Bildquelle unbekannt



Das zerstörte Hotel Kronprinz in Bad Gottleuba. Postkarte



Das Wasser bahnt sich den Weg durch Berggießhübel. Bildquelle unbekannt

Besonders betroffen waren folgende Orte: Im Gottliebatal Oelsengrund, Gottleuba, Gut Giesenstein, Berggießhübel, Zwiesel, Langenhennersdorf und Pirna (v. a. die heutigen Stadtteile Neundorf und Rottwerndorf); im Müglitztal Kratzhammer, Fürstenwalde, Lauenstein, Bärenstein, Bärenhecke, Glashütte, Mühlbach-Häselich, Schlottwitz, Weesenstein, Dohnaer Unterstadt und Heidenau; im Seidewitztal Liebstadt, Nentmannsdorf und der heutige Pirnaer Stadtteil Zehista; in Böhmen die Orte Schönwald und Streckenwald.

Bettina Raetzer-Grimm

DAS DRAMA VON BERGGIEßHÜBEL

Der Pirnaer Anzeiger veröffentlichte darüber am 11. Juli 1927 unter anderem den nachfolgenden Bericht, der fatal an die aktuelle Flutkatastrophe im Ahrtal erinnert.

„Eine Stätte größten Elends ist das einst so schmucke Badestädtchen Berggießhübel. Etwa der dritte Teil dieser Ortschaft ist verschwunden. Wenn man vom Bahnhof nach dem Sächsischen Haus blickt, sieht man nur ein Trümmerfeld, man kennt sich bald nicht mehr aus; selbst den Einheimischen wird es schwer, sich im ersten Augenblick zu orientieren. Wo einst schmucke Häuser standen, ist jetzt eingestürztes Mauerwerk, die Giebelwände sind weggerissen, die ehemaligen Wohnräume freigelegt. Hier hängt noch ein Bild an der Wand, dort steht ein kleiner Rodelschlitten oben in der Kammer, in einem Fleischerladen hängt noch ein Stück Fleisch...15 Häuser sind vollständig verschwunden mitsamt ihren Bewohnern, ihre Leichen lagen z. T. noch unter den Trümmern ihrer Wohnstätten; haushoch hat sich das Geröll aufgetürmt. 30 Häuser sind derart beschädigt, dass sie abgetragen werden müssen. Am Morgen nach der Unglücksnacht war im Ort keine Brücke mehr vorhanden, sämtliche Straßen sind vollständig zerstört, desgleichen die Eisenbahnanlagen. Weder Gas, elektrisches Licht noch Trinkwasser ist vorhanden, und zu diesem Elend kommt noch die

Lebensmittelknappheit. Sämtliche drei Fleischermeister sind tot, keine Bäckerei ist mehr vorhanden, keine Gastwirtschaft im Orte selbst, mit Ausnahme des Gasthofes Grüner Wald am Eingang von Berggießhübel...Schreckensszenen, die man nicht nur annähernd schildern kann, spielten sich in der Nacht ab: Nun begann das Bersten und Krachen. Ganze Häuser wurden aus ihren Fundamenten gehoben und teilweise 50 Meter vom Wasser weitergetragen, bis sie zerbarsten, ihre Bewohner den Fluten übergebend. Im "Sächsischen Haus" übernachteten einige 40 Kabelarbeiter. Die Flutwelle reißt den Giebel weg, die Bewohner und Gäste flüchten auf die andere Seite. Wehrleute, Bürgermeister Tamm, Graf Rex, der Gemeindebeamte Landgraf und noch andere eilen zu Hilfe, um die Kabelarbeiter zu retten. Betttücher wurden zusammengeknüpft, aus dem Giebelfenster lässt sich jemand auf das Dach des Nachbarhauses, durchschlägt die Schieferplatte, und durch das Loch im Dach lassen sich die übrigen Personen an den zusammengeknüpften Betttüchern herab. So wurden sämtliche Personen aus dem Sächsischen Haus gerettet bis auf ein Mädchen, das doch noch von den Fluten erfasst wurde. Ein Feuerwehrmann, vom Pflichtgefühl beseelt, springt dem Mädchen nach. Er hatte sich seinen Rettungsversuch gar nicht überlegt. Es gelingt ihm, eine Eisenstange und auch das Mädchen zu erfassen, und beide Personen konnten gerettet werden. Der Kraftwagenführer des Grafen Rex, Hentsch, der im Sächsischen Haus gesessen hatte, wollte, als die Flut kam, noch schleunigst den Gutshof erreichen; zu spät, er wurde von der Flut erfasst und auch ihr Opfer. Die Bewohner der Apotheke waren auf das Dach geflüchtet, die Flut reißt einen Teil der Apotheke weg, und der auf dem Dach Schutz suchende Provisor Günter Skirl stürzt mit dem Dach in die Fluten, wo er seinen Tod findet. Noch viele schreckliche Einzelbilder ließen sich schildern; denn ganze Familien sind nun ausgestorben, wie die Verlustliste ja zeigt. Auch das im vergangenen Jahr fertiggestellte Stadtbad, das den Einwohnern und Sommergästen zur Erholung diente, ist vollständig verschwunden. Die äußerst starke Stützmauer hat der Wassergewalt nicht standhalten können. An den zerstörten Badeanlagen und dem Werk der Gussstahlfabrik führt der Weg talwärts nach Zwiesel. Zwei Gebäude wurden dort vom Wasser glatt weggeschwemmt, während ein drittes derart zerstört wurde, dass es niedergelegt werden muss. Auch hier sind sieben Tote, darunter zwei Sommerfrischler, zu beklagen.“



Bericht über die Familie des Schlossermeisters Richard Kloß, Badstraße: Er beginnt seine Erzählung mit dem Augenblick, da das Wasser zur nach der Gottleuba gelegenen Hintertür des Hauses herein gerieselt kam. Kloß befindet sich gerade in der 1. Etage. Er weiß, dass sich seine Frau in der Wohnstube im Erdgeschoss aufhält. Erst muss sie geborgen werden, dann alles andere. Seine Bemühungen, die Wohnstubentür zu öffnen, sind zunächst fruchtlos. Endlich gelingt es ihm, ein Knie zwischen Pfosten und Tür zu stemmen, so dass ein kleiner Spalt frei wird, gerade groß genug ein Bild zu sehen, dass in seiner ganzen Schmerzlichkeit unvergesslich bleiben wird. Mitten im Zimmer steht, ein Bett im Arm, seine Frau, versteinert, unbeweglich, die verglasten Augen weit aufgerissen. Kein Anruf vermag die Erstarrung zu lösen. Vom schwarzen, immer schneller steigenden Wasser umspült, versinkt sie. Ein Herzschlag hat sie mitten in banger Flucht heimgerufen. Herr Kloß, dem das Wasser bis zur Brust gestiegen ist, erreicht mit Mühe die Treppe, die aufwärtsführt. Oben auf dem Boden muss Rettung sein, so hoch kann die Flut nicht kommen. Ungewiss verstreichen die Minuten.

Da bewegt sich das Haus in seinen Grundfesten, die Dachziegel stürzen, und im nächsten Augenblick sinkt alles, was Jahre fest und ehern gestanden, in sich zusammen. Kloß ergreift geistesgegenwärtig einen Balken und wirbelt mit ihm in den schwarzen, brodelnden Kessel. Pfeilschnell schießt die Flut mit ihm dahin. Unterwegs sieht er das Sächsische Haus zusammenbrechen. An dessen Trümmern geschieht der Aufprall, der ihm den Balken aus den Händen reißt und der ihn für Augenblicke betäubt. Als er wieder zu sich kommt, hängt er an einem Aste, der zu einem Baum des Schlossparkes gehört. Die Flut hat ihm die Kleider vom Leibe gerissen. So erklimmt er, vollkommen nackt, den Baum. Oben sitzt er zwei und eine halbe Stunde. Mit der einen freien Hand müht er sich, die immer mehr erstarrenden Glieder warm zu reiben. Dazu jagen in seinem Kopf die Gedanken durcheinander: Wo ist seine Frau? Sie ist tot! Es kann ja nicht anders sein!... auf seine öfteren Hilferufe antwortet endlich in unmittelbarer Nähe eine Stimme. Dann kriecht eine nackte Gestalt über Trümmer und Gehölz. Es ist ein Kabelarbeiter, der sich aus dem Valentin'schen Haus gerettet hat. Da blinkt zwischen den Bäumen des Parkes ein Licht auf. Graf von Rex hat von



Oben: Gottleuba; in der Mitte und unten Glashütte



seinem Schloss Friedrichsthal die endgültige Rettung veranlasst. Herr Kloß weiß noch, wie man ihn in eine warme Jacke hüllte und auf die Schultern nahm. Am nächsten Tag befindet er sich im Pirnaer Krankenhaus. Seine Frau, die von der Flut weit ins Tal hinab getragen wurde, liegt in Groß-Cotta begraben.



Die Flutkatastrophe von Gottleuba. Bilder Archiv PGL



Unwetterkatastrophe am 8. 7. 27 in Gottleuba



Wie sich die Bilder von 1927 denen von 2021 ähneln

Das Unwetter in der Nacht vom 8./9. Juli 1927 veränderte das äußere Bild des Städtchens grundlegend. Die damals unmittelbar am Ufer der Gottleuba stehenden Häuser wurden sämtlich von den Fluten weggerissen oder so schwer beschädigt, dass sie abgerissen werden mussten. Zwölf Gebäude verschwanden durch Einsturz in den Fluten, dreißig Gebäude waren stark beschädigt, konnten aber erhalten werden. Dreizehn Brücken, darunter vier Straßenbrücken wurden weggerissen, von Straßen und Wegen waren große Strecken nicht mehr zu sehen. Die Gleise und Weichen des Bahnhofes und lange Abschnitte der Schienenstrecke wurden zerstört. Ganze Familien löschte die Unwetterflut aus, insgesamt ertranken 88 Menschen. Am nächsten Morgen schien die Sonne aus einem wolkenlosen Himmel auf ein unvorstellbares Trümmerfeld. Noch während der Nacht alarmierte Rotkreuz-, Polizei- und Truppenverbände und wenig später viele freiwillige Helfer unternahmen erste Bergungs- und Aufräumarbeiten. Die Toten wurden in der Kirche aufgebahrt. Am 31. Juli 1927 fand die Trauerfeier für die Opfer der Hochwasserkatastrophe statt. Die bei der Feier gehaltene Ansprache vom Landesbischof D. Ihmels und die Predigt zum Gedächtnisgottesdienst von Oberkirchenrat Dr. Zweynert erschienen im Verlag Fr. Sturm & Co., Dresden für 30 Pfennig. Den Reinertrag erhielten die Hochwassergeschädigten.

Unmittelbar nach den Aufräumarbeiten setzte der Wiederaufbau ein, in dessen Verlauf die Stadt ein völlig verändertes Aussehen bekam. Bei dem modernen und

umfassenden Wiederaufbau der Stadt hat sich der seit dem 1. Oktober 1928 amtierende Bürgermeister Rudolf Landgraf drei große Verdienste erworben. Durch Vorträge, die Dokumentation der Flutschäden und deren Veröffentlichung gelang es ihm, die Öffentlichkeit aufzurütteln und Mittel für den Wiederaufbau zu beschaffen.

Die dringendste Maßnahme war der Wohnungsbau. Entfielen doch von 110 zerstörten Wohnungen allein 70 auf Berggießhübel. Das Flussbett der Gottleuba wurde tiefer, breiter und fast gerade durch den zerstörten Ort gebaggert und mit starken Betonmauern versehen. Ein wirksamer Schutz durch Talsperren, wie sie in den Tälern der Roten und Wilden Weißeritz durch Sperrmauern errichtet wurden, kam über Projekte nicht hinaus. Deshalb konnten Neubausiedlungen nur dort errichtet werden, wo sie bei künftigen Überschwemmungen vor Beschädigungen sicher waren. Dafür bot sich das gesamte Gelände nordostwärts der Stadt, zwischen dem Pfarrweg und dem Schäferbusch an. Zur Sicherheit der Bebauung des in diesem Abschnitt liegenden Kaffeeberges und anderer Stellen der Berggießhübeler Flur, beantragte der Rat der Stadt im Herbst 1927 beim Oberbergamt Freiberg ein Gutachten zur Sicherheit des Baugrundes. für zunächst sechs Zweifamilienhäuser und eine Ladengruppe (Torbogenhaus) mit vier Wohnungen Der Kaffeeberg schied zunächst wegen der Hanglage und nicht bekannter Bergwerksanlagen, wie Marie Louise Stolln und Kupfer Stolln aus. So begannen auf dem Gelände der späteren Siedlung die Bautätigkeiten 3 Rudolf Landgraf wurde am 12. November 1902 in Duisburg geboren. Er gestaltete erst als Mitarbeiter der Stadtverwaltung und ab 1928 als Bürgermeister maßgeblich den Neuaufbau der zerstörten Stadt.



Denkmal für die Opfer der Flutkatastrophe vom 8./9. Juli 1927. Bild Norbert Kaiser

Die Reichsbahn war bemüht, die insgesamt 20 Kilometer zerstörte Bahnstrecke, 31 Eisenbahnbrücken sowie Bahnhöfe und Haltestellen mit Signalanlagen usw. wiederherzustellen. Die Aufstockung der Arbeitslöhne war wohl nicht allzu ausschlaggebend für die Verteuerung der Kosten. In dieser Zeit betrug der Stundenlohn eines Tiefbauarbeiters 0,90 RM erhöht auf 0,94 RM, eines Maurers und Zementarbeiters 1,18 RM erhöht auf 1,23 RM. Ein zum Ausgleich der Verteuerung beantragter Teuerungszuschlag in Höhe von RM pro Wohnung wurde genehmigt. Die Finanzierung dieser Neubauten erfolgte durch Staatszuschüsse, über Sammlungen für Hochwassergeschädigte sowie durch Anleihen und Kredite. Im Sommer 1928 konnten schon die ersten Wohnungen der Hochwassersiedlung bezogen werden und 1929 im Februar waren 11 Zweifamilienhäuser bezugsfertig. Der Aufbau ging so zügig weiter, dass ein verspätetes Angebot einer Dachschieferfirma rundweg mit dem Bescheid abgelehnt wurde: Der Wiederaufbau der Gebäude ist beendet. Die Erbauer der Stadt waren bestrebt, die neuen Häuser am Fuße des Berghanges zu errichten. Sie erreichten damit, dass das Flussbett frei war, die Straße und die Fußwege verbreitert und Platz für Park- und Grünanlagen geschaffen wurde. Es entstanden an der Siedlung und den Nebenstraßen auf dem Gelände Richtung Zwiesel vier weitere Siedlungsgruppen begann der Bau der Fischer-Siedlung an der Talstraße. Der damalige Besitzer der Maschinenfabrik zu Berggießhübel, Paul Fischer, ließ für seine Arbeiter und Angestellten gegenüber seinem Werke fünf Vierfamilienhäuser und drei Zweifamilienhäuser bauen. Durch Ausbau der Dachräume konnten weitere acht Wohnungen gewonnen werden erbaute die Stadt ein Vierfamilienhaus an der jetzigen Pestalozzistraße. Es war für TBC-krankte Einwohner vorgesehen. Mit dem Neubau der Giesensteiner Straße wurde 1928 die Beschleunigung vorgenommen. Der Neubau einer modernen Kläranlage unterhalb des Oberhammergeländes an den heutigen Tennisplätzen begann im gleichen Jahr, und ein Jahr später konnte diese Anlage den Betrieb aufnehmen begann der Wiederaufbau des durch das Hochwasser stark zerstörten Stadtbades. Dicht unterhalb des Kurparkes entstand im Zuge neuer Straßenabzweigungen im Jahre 1938 der heutige Sebastian-Kneipp-Platz. An diesem Platz beginnen die heutige Siedlungsstraße (1927/1928), die Hellendorfer Straße, 1934 als Umgehungsstraße zur Entlastung der Innenstadt und des steilen Kirchberges gebaut, sowie die heutige Talstraße, 1928 erbaut. An diesem Platz entstanden die neue Marienapotheke und zwei Wohnhäuser mit Elektrogeschäft und Lebensmittelladen. Zwischen dem Bahnhof und Johann-Georgen-Bad fand das neue repräsentative Sächsische Haus an der Sebastian-Kneipp-Straße als Gasthaus und Hotel einen günstigen Platz erfolgten die letzten Arbeiten an der neu erbauten privaten Arztpraxis an der Ecke Albert-Schweizer-Str. - Siedlung. Um diese Zeit wurde auch die Siedlungsstraße, verbreitert und mit Versorgungsleitungen versehen (Schleusen, Gas, Wasser).

Quelle
<https://www.glashuettehren.de/historische-entwicklungen/flutkatastrophe-in-glashuette-im-sommer-1927/>



UND MAN SIEHT NUR DIE IM LICHTE – GESCHICHTEN AUS DER GASLICHT-WELT

GASLATERNEN AUS ELBFLORENZ GEGEN DEUISEN

Vorbei die Zeiten, als sich in Dresdens Gassen über 100 Laternenwärter auf den Weg machten. Tag für Tag. Bei Wind und Wetter. Noch in den 1960er Jahren hatten sie in Elbflorenz über 9.000 Gaslaternen zu betreuen. Das war sogar mehr als unmittelbar vor Beginn des Zweiten Weltkrieges, als exakt 8.139 Gaslaternen gezählt wurden.



Die Nachkriegszeit in Dresden war nicht gerade einfach. Nicht für die Einwohner der Stadt, und auch nicht für die Straßenbeleuchtung und deren Wartungspersonal. Häufig kam es zu Engpässen – bei Mitarbeitern und beim Material. Auch mit der Druckwelle hatte man zu kämpfen, sie funktionierte nicht so wie gewünscht. 85 Prozent der Gaslaternen konnten störungsfrei gezündet und gelöscht werden, die übrigen 15 Prozent blieben dunkel, ein großer Teil davon wegen des Nichtfunktionierens der Druckwelle. Und es waren offenbar immer die gleichen Laternen. Woran das lag, war nicht festzustellen.



Wahlpropaganda im Jahr 1953 an einer Wand-Gasleuchte.
Standort unbekannt/Bild unbekannt/Archiv ProGaslicht

Gasleuchte mit politischer Losung in der Fetscherstraße 70
(Oktober 1946). Bild unbek./Archiv ProGaslicht

BRIGADEN ALS PROBLEMLÖSUNG

Im Jahr 1967 kam man auf die Idee einer Neuordnung der Arbeitsabläufe. Die Gaswerkstatt („Meisterbereich Gas“) musste nun drei Brigaden einrichten, eine „Brigade Werkstatt“, eine „Brigade Saugwagen“ und eine „Baubrigade“. Man wollte damit die „weitere Festigung der Kollektive und die engere Zusammenarbeit und sozialistische Hilfe zwischen den Brigaden erreichen“. In Zukunft wollte man über weitere Rationalisierungen nachdenken und „Vorschläge zur Bildung von Wettbewerben unterbreiten“. Die Losung hieß: „Rationeller produzieren, für dich, für deinen Betrieb für unseren sozialistischen Friedensstaat“. Um die Arbeit besser zu organisieren, beschaffte man 15 Mopeds für die Mitarbeiter. Bis dahin hatte man sich mit Fahrrädern (oder gutes Schuhwerk) begnügen müssen.



Von Links: Im Werkstatthof der Dresdner Gasbeleuchtung, hinten links der Gasbehälter. Das Datum der Aufnahme ist nicht bekannt; eine Mitarbeiterin bei Wartungs- und Reinigungsarbeiten in Striesen (1959); Gasleuchtenmonteur Erhard Böhm beim Probe-Zünden einer Wand-Gasleuchte (1984). Bildquellen (von links): Dt. Fotothek hp 0018527_035; hp 0007302_011; rechtes Bild Quelle unbekannt

Eines schönen Tages gab der damalige Ministerrat der DDR vor, einen Lichtblick zu haben. Die Meinung der „hellen“ Genossen: Alte Gaslaternen passen nicht in das Stadtbild einer modernen sozialistischen Großstadt. Und flugs wurde 1968 ein Ministerratsbeschluss verabschiedet. Bis 1980 sollten alle Gaslaternen verschwinden. Ähnliches hatte man ja bereits in „Berlin – Hauptstadt der DDR“ – anders ausgedrückt in Ost-Berlin beschlossen. Nun also auch Dresden. Jetzt wurden die zum Teil 100 Jahre alten Gaslaternen verschrottet, um so den Gusschrottsoll innerhalb des sozialistischen Wettbewerbes zu erfüllen.

Überhaupt gab es damals kuriose Fälle: Für tschechoslowakische Kehrmaschinen mussten plötzlich die Ersatzteile in Devisen bezahlt werden. Doch dann kam jemand auf die Idee, 100 Gaslaternen nach Holland zu verkaufen, um so an Westgeld zu kommen.

VERUNTREUUNG VON VOLKSEIGENTUM

Der Verkauf der gusseisernen Gaskandelaber brachte aber zeitweise auch erheblichen Ärger. Im Mai 1980 ging bei der Gasbeleuchtungsabteilung eine Beschwerde ein, die es in sich hatte. Da war die Rede von einer schweren Veruntreuung von Volkseigentum aufgrund des Verkaufs gusseiserner Kandelaber „nach dem Westen“. Umgefahrene Gaslichtmaste würden von der Versicherung erstattet, trotzdem würden die Kandelaber verkauft. Aber es blieb nicht bei dieser Anschuldigung. Der Briefschreiber warf der Gasbeleuchtungsabteilung vor, außer Betrieb genommene Gasanschlüsse früherer Gaslaternen in den Straßen zu belassen, was die Gefahr des Undichtwerdens mit sich brächte.

Und dann kam ein Bombardement weiterer schwerer Vorwürfe: Die Wartung der Gasbeleuchtung passiere mit zu großen Kraftfahrzeugen, was erheblich Benzin verschleudere. Der allgemeine Zustand der Gaslaternen sei teilweise untragbar, weil sie unfachmännisch „behandelt“ würden, die Düsen seien schlecht eingestellt. Überhaupt würden etwa 5.000 Dresdner Gasleuchten nicht brennen. Alles Stümper! Zudem hätte sich der Technische Direktor des VEB Stadtbeleuchtung vom Rathaus genehmigen lassen, dass zehn Prozent des Dresdner Gasleuchten-Bestandes nicht brennen müssten. Das Rathaus sei gar nicht befugt, solche Anweisungen zu erteilen und dabei noch Missstände bei der Stadtbeleuchtung zu decken bzw. zu unterstützen. Verbesserungsvorschläge wie Fernzündler hätte man immer wieder



Aufsatz-Gasleuchte „Bamag U7“ auf der Brühlschen Terrasse mit Blick auf die Elbe. Bild Dt. Fotothek df pj 0000131_026

unterbunden. Und das ausgebildete Schlosser Gaslaternen betreuen und so einen „Laternenwärter mimen“, sei eine Zweckentfremdung der Arbeitskraft. Summasummarum also „Sodom und Gomorrha“ bei den Gaslaternen!

Ganz starker Tobak war das von jemand, der sich überdies gleichzeitig beim VEB Stadtbeleuchtung als Gasfachkraft beworben hatte, aber nicht eingestellt wurde. Eine Frechheit! Schließlich hatte sich der bewerbende Herr bereits als Neunjähriger mit Gaslaternen und ihrer Technik beschäftigt. Er kenne sich mit Druckwellen, Düsen und Glühkörpern aus. Schon deshalb bringe er allerlei Qualifikationen mit, um in der Gaslaternen-Werkstatt anzufangen.

EIN MANN WILL ZUR GASBELEUCHTUNG - UNBEDINGT!

Zum Schluss schrieb der Verfasser B. N. (Name der Redaktion bekannt), dass er seine Anschuldigungen „in Betracht der öffentlichen Sicherheit und im Sinn unserer Deutschen Demokratischen Republik“ bekannt gegeben habe. Der hatte sich was getraut! Schon wenige Tage später – am 2. Juni 1980 – antwortete die „Arbeiter- und Bauern-Inspektion der Deutschen Demokratischen Republik – Stadtkomitee Dresden“ – dem wütenden Bürger. Die Eingabe würde bearbeitet und er möge überzeugt sein, dass der Rat der Stadt gegen alle Vergeudungen von Volksvermögen in der notwendigen Weise einschreiten würde.

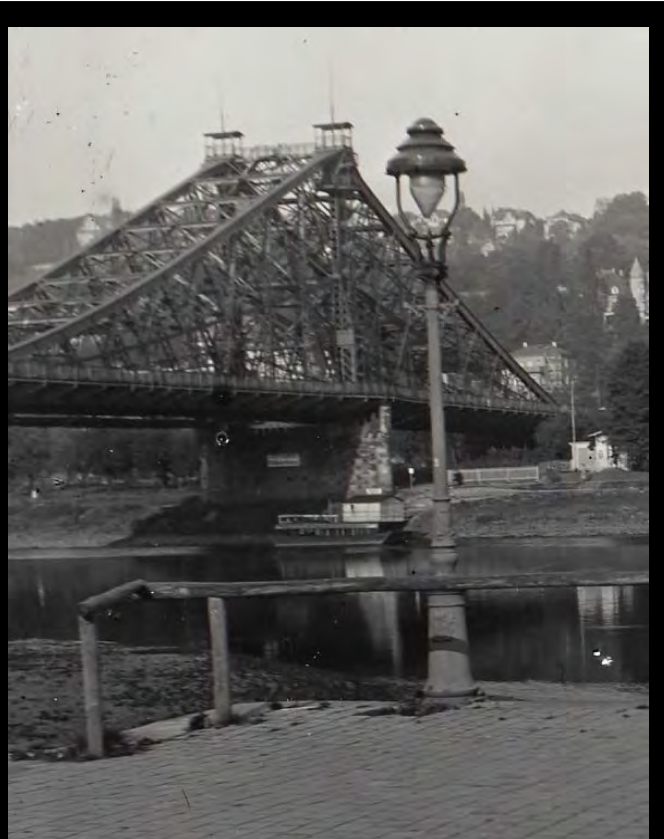
14 Tage später antwortete der Rat der Stadt, man würde seine Fachkenntnisse an der Gasbeleuchtung würdigen und ihn durchaus im VEB Stadtbeleuchtung beschäftigen, zudem wolle man mit ihm die angesprochenen Probleme erörtern. Tatsächlich fand einige Zeit später ein persönliches Gespräch statt, die Bewerbung des Mannes wurde geprüft – doch eingestellt wurde er nicht. Hatte sich der Mann vielleicht zu sehr als Querulant vorgetan? Im März 1982 endet schließlich der Schriftverkehr, der erboste Bürger hatte weiter auf seine Einstellung gepocht und sich auf Artikel 24 der DDR-Verfassung berufen, welcher ein Recht auf Arbeit beinhaltete. Doch offenbar hatte der Mann einfach zu viel auf die Pauke gehauen, es blieb dabei, dass der selbsternannte Dresdner Gaslaternen-Experte nicht als Mitarbeiter eingestellt wurde. Was aus ihm wurde, ist nicht bekannt. Ist ja auch schon 40 Jahre her.

DAS „UNSOZIALISTISCHE GASLICHT“

Doch zurück in die ausgehenden 1960er Jahre, sie brachten wegen des Ministerratsbeschlusses zum Abriss des „unsozialistischen Gaslichts“ eine massive Reduzierung der Gasbeleuchtung in Dresden. Besonders einschneidend war die Demontage der Gaslaternen auf der berühmten Brühlschen Terrasse, das passierte am 18. Juli 1968 (siehe Bild auf der nächsten Seite).

Besonders rasant ging die Entfernung der sogenannten „Lyrleuchten“ (Gasaufsatzleuchten) vonstatten. Von Juli 1968 bis August 1978 riss man insgesamt 484 dieser „Lyrleuchten“ ab. Sie wurden komplett verschrottet, obwohl die Hälfte davon völlig intakt war. Eine Entscheidung, die nicht nur bei den Mitarbeitern der damaligen Abteilung Gasbeleuchtung für Empörung sorgte (Stichwort „Vernichtung von Volkseigentum“). Auch die übrig gebliebenen, letzten Leuchten dieser Art sollten baldmöglichst verschwinden, so der damalige Technische Direktor Günzel am 10. August 1981. Irgendwann waren diese Gaslaternen dann tatsächlich weg. Bekannt ist aber, dass im Jahr 1990 mindestens eine existierte, es handelte sich um eine Gasaufsatzleuchte Modell „Bamag U10“, sie stand auf dem Friedensplatz (Bild auf der nächsten Seite).

Ansonsten war die Ära dieses Leuchtentyps in Dresden beendet, übrig blieben nur die typischen Dresdner Sechsecklaternen.



Gasaufsatzleuchte, Modell „Dresden“ der Fa. Rech, im Hintergrund die Elbe-Brücke „Blauer Wunder“, sie verbindet Blasewitz mit Loschwitz. Bild Dt. Fotothek Hauptkatalog 0502898 (ca. 1965)



Gasaufsatzleuchte in der Carlowitzstraße (1958). Bild Dt. Fotothek df hp 0007292_033



Oben: Gasaufsatzleuchtenmodell „Bamag U7“ auf der Brühlschen Terrasse (1967/68). Bild Dt. Fotothek df ps 0002809; unten rechts Gasaufsatzleuchtenmodell „Bamag U10“ auf dem Friedensplatz (1990). Bildquelle unbekannt/Slg. PGL

BIS ENDE 1990 KONNTEN NICHT ALLE GASLATERNEN DEMONTIERT WERDEN

Dank der DDR-Mangelwirtschaft konnte der Ministerratsbeschluss aus dem Jahr 1968 aber nicht voll umgesetzt werden. Tiefbaukapazitäten fehlten. Und so blieben bis zur Wende 1989/90 immerhin 2.400 gusseiserne Gaskandelaber übrig. Ein Glück für die Dresdner, die ihre Laternen mit dem anheimelnden Licht ins Herz geschlossen hatten.

Die Stadtväter wussten um 1990 herum um die Liebe zu den drei bis vier Zentner schweren „Jungs“. Deshalb unternahmen sie alles, um sie zu retten, zu restaurieren, auf Erdgas umzustellen. Das geschah über mehrere Jahre, erst 1995 hatte man alle Gaslaternen auf das neue Erdgas umgestellt und mit einem elektronischen Zünder ausgestattet. Im Juli 1994 besaß die sächsische Landeshauptstadt 28.000 elektrische Leuchten, 2.440 Gasleuchten und 500 auf Strom „umgerüstete“ ehemalige Gaslaternen. Dann geschah gar noch ein Wunder. Die Stadt erwarb von einer bekannten Leuchtenfirma aus Hessen eine ganze Anzahl Zylinder-Laternen. Ein Dach, das von zwei seitlichen Rohrstreben gehalten wird, unter dem Dach ein Glaszylinder. Gaslaternen ähnlicher Art hatte es früher schon mal in Dresden, vor allem in Vororten gegeben. Die funkelnagelneuen Laternen wurden alsobald in der Kötzschenbroder Straße in Pieschen aufgestellt. Sehen hübsch aus, doch für Laternenputzer sind sie der Horror, weil extrem wartungs- und reinigungsunfreundlich. Aber Dresden hatte wieder einen neu-alten Gasleuchtentyp (*Bild auf Seite 70*).

Doch zurück in die frühen 1990er Jahre, die Zeit des Aufbruchs, der „Wende“ – manche sprechen auch von „Kehre“. Schon damals geisterte die Idee herum, die Gasbeleuchtung in der Zukunft aus wirtschaftlichen und praktikablen Gründen auf vielleicht nur zwei Stadtteile zu konzentrieren.





Links: Gasleuchte mit Glaszylinder und seitlichen Rohrstreben in einem Dresdner Vorort (um 1910), Dt. Fotothek bika 038_0000825; rechts eine Neuentwicklung der Firma Trapp in Mainhausen, die optisch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem frühen Modell aufweist. Modelle dieses Typs wurden in Pieschen aufgestellt. In beiden Fällen sind sie auf Blochmann-Kandelabern montiert. Bild Joachim Raetzer (2013)

In den Jahren danach sank die Zahl der Dresdner Gaslichter weiter – Zug um Zug. Verantwortlich war ein stadtbekannter Herr Amtsleiter – ein für viele Dresdner ausgemachter Gaslaternen-Hasser. Für alle, die das Gaslicht lieben, sozusagen eine Un-Person. Wir haben ihn im Zündfunken früher bereits vorgestellt. Schrittweise verschwanden die prächtigen Leuchter weiter aus dem Stadtbild. Im März 2009 zählte Dresden nur noch etwa 1.600 Gaslaternen. Und der Abbau ging weiter. Straße um Straße wurde zur gaslichtfreien Zone.



So sehen heute die meisten der Dresdner Gasleuchten aus. Sechseckige Laternen, vorzugsweise auf Dresdner Blochmann-Kandelabern unterschiedlicher Hersteller. Bild: Gasleuchte in Blasewitz, Mendelsohnallee (ca. 1980). Hier stehen auch heute Gasleuchten. Bild Dt. Fotothek Hauptkatalog 0041603

RETTUNG DER LETZTEN GASLICHTER? WER WEISS DAS SCHON ...

Schlussendlich wurden aus der Idee, zwei Stadtviertel im Gaslicht zu belassen, wenigstens drei: Striesen/Blasewitz, Trachau/Trachenberge und Löbtau mit heute rund 1.200 Gaslaternen. Davon stehen in Striesen/Blasewitz geschätzt etwa 700, in Trachau/Trachenberge einschließlich Pieschen ca. 250 und in Löbtau rund 250. Einige wenige außerhalb dieser gaslichtgeschützten Zonen gibt es außerdem noch. Wir hätten gern die genaue Zahl für Dresden und aufgeschlüsselt für die Gaslicht-Viertel von der Stadt und ihrer „Organe“ genannt bekommen, aber man hat sie uns leider verweigert. „Organisatorische Gründe, keine Berechtigung, nicht zuständig, keine Kapazitäten...“. Dresdens Beleuchtungs-Amtsrate machten tatsächlich ein Staatsgeheimnis daraus. Irgendwie erinnert einen das an frühere Zeiten ...

Quelle: Dresden Stadtmagazin Blitz vom 15. Juli 1994

Nico Wolf

WIEDER GEHT DAS LICHT AUS - DIESMAL HALOGENLAMPEN

In diesem Jahr schlägt die EU-Ökodesign-Verordnung wieder zu. Ab September 2021 sollen weitere Lichtquellen, die man als „ineffizient“ ansieht, vom Markt verschwinden. Neben Energiesparlampen trifft das auch Leuchtstofflampen und – was für viele wegen des häufigen privaten Gebrauchs durchaus wichtig ist – Halogenlampen. Nachdem für die berühmte Glühlampe schon vor Jahren – am 1. September 2012 – das Aus propagiert worden war, geht es also jetzt anderen Lichtpendern ans Geleucht.

Ab dem Stichtag 1. September 2021 werden Kompaktleuchtstofflampen mit integriertem Vorschaltgerät – sogenannte Energiesparlampen – nicht mehr in den Verkehr gebracht. Zwei Jahre später entfallen auch lineare T8-Leuchtstofflampen und die meisten Typen der heute noch erlaubten Halogenlampen. Für alle diese Lampen gilt, dass sie zu viel Strom verbrauchen. Bleiben dürfen unter anderem Kompaktleuchtstofflampen ohne Vorschaltgerät, Hochvolt-Halogenlampen mit dem Sockel R7s und T5-Leuchtstofflampen. Zudem gibt es eine ganze Reihe von Ausnahmen. Im Zweifel hilft ein Blick auf die Webseiten der Hersteller.



Für Hamsterkäufe – wie beim sogenannten Glühlampenverbot häufig zu sehen gewesen ist – gibt es aber keinen Grund. Niemand muss seine Lampen austauschen. Auch der Handel darf seine Lagerbestände weiterhin verkaufen. Erreichen Leuchtmittel dann doch das Ende ihrer Lebensdauer oder werden durch LEDs ausgetauscht, müssen sie der Umwelt zuliebe korrekt entsorgt werden: Energiespar-, Leuchtstoff- und Entladungslampen werden wie LEDs gesammelt und recycelt. Glüh- und Halogenlampen kommen in die Restmülltonne.

Das Wichtigste zum Schluss: Niemand ist gezwungen, seine Beleuchtung umzustellen. Bisher übliche Lampen dürfen auch weiterhin genutzt werden.

Nico Wolf

LESERZUSCHRIFTEN

Der Zündfunke: Da kannst du noch was lernen

Das Haber-Bosch-Verfahren oder der Siemens-Martin Hochofen; üblicher Physik- u. Chemieunterricht in der Untersekunda. Theodor Storms Einstellung zum deutsch-dänischen Krieg oder das Heilige Römische Reich Deutscher Nation; Standard im Deutsch- u. Geschichtsunterricht. Namen der Maler der Düsseldorfer Kunstakademie und der Gemälde mit z.B. Gaslaternen; wichtig im Kunstunterricht mit Ziel auch der Geschmacksbildung. Nach über 60 Jahren vieles vergessen - wäre da nicht der Zündfunke. Er stößt immer wieder kulturhistorische Themen an und leitet dann mal wieder den Blick auf wikipedia; dort frischt man dann sein Wissen zu den angesprochenen Schlagworten wieder auf. So rekapituliert man dann fast immer sehr interessantes Detailwissen und erwirbt wieder das Verständnis für Dinge, über die man lange nicht mehr gesprochen und nachgedacht hat. Ganz wichtig, schließlich will man ja mitreden können und nicht dumm neben einem interessanten Gespräch stehen und dann unter größter Anstrengung so tun, als wisse man, worüber geredet wird.

Rolf Hölterhoff, Solingen

Überraschend interessante Aspekte

Meine Antwort auf die Frage, ob es im Zündfunken zu viele kulturhistorische Themen gibt. Zwar überrascht es (zunächst), das in einer dem Gaslicht gewidmeten Zeitschrift zu finden. Aber es schadet doch nicht, vielmehr sind da immer wieder interessante Aspekte und sehenswerte Bilder - und außerdem kann man es doch einfach überspringen, wenn man's nicht lesen will. Also gern weiter damit (und Dank für den Aufwand dabei!).

Michael Roeder, Berlin



UND HIER NOCH WAS GÜTES ZUM SCHLUSS



Bilder Rolf Purpar

Am 5. August fand in der „von fraunberg art gallery“ in Düsseldorf eine Veranstaltung zum Thema „Gaslaternen in Düsseldorf“ statt.

Rainer Matheisen, der für die FDP im Düsseldorfer Landtag sitzt und vor einigen Jahren Ratsherr in Düsseldorf war, hielt einen sehr unterhaltsamen Vortrag. Es ging um Düsseldorfs Gaslichter und den langen, mittlerweile mehr als zehn Jahre alten Einsatz vieler Bürger und Prominenter für die Erhaltung dieser tollen Stadtbeleuchtung.

Rainer Matheisen hatte sich ganz entschieden für die Bewahrung des Kulturguts Gaslicht stark gemacht und vor einigen Jahren eine online-Petition gestartet, die als erfolgreichste Petition in Düsseldorf gilt.

Mehr als 55 Besucher kamen am Abend des 5. August 2021 in die Galerie und lauschten dem Vortrag, dazu gab es inspirierende Gespräche bis weit nach Mitternacht. Der dazu gereichte Wein sorgte für gute Stimmung. Der Verein ProGaslicht war mit gleich vier Besuchern bestens vertreten.

Lieber Rainer, nochmals herzlichen Dank für Deinen schönen Vortrag. Es war spannend, nochmal zu hören, wie alles begann. Als sich die ersten Gaslicht-Schützer zusammaten, als viele Prominente um Frau Professor Gabriele Henkel dazu kamen, als die Düsseldorfer Jonges einstiegen, wie sich die Initiative Düsseldorfer Gaslicht gründete - und wie bei Politik und Verwaltung ein Umdenken einsetzte.

Man könnte dazu fast ein kleines Buch mit Anekdoten schreiben

Es lebe das Gaslicht!

EUER GLÜHWÜRMCHEN

